



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neunundzwanzigster Jahrgang.

N^o 26.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Ein dunkler Schatten.

Erzählung
von

F. L. Reimar.

(Fortsetzung.)

Die sterblichen Ueberreste des fremden Offiziers, der in dem kleinen Dorfwirthshause ein unverhergesehenes Ende gefunden hatte, waren der Erde übergeben worden. Da die Bestattung rasch vollzogen werden mußte, wäre es für etwaige Freunde und Verwandte unmöglich gewesen, rechtzeitig zu derselben einzutreffen und es blieb deshalb zu erklären, daß von jeglichem Gepränge abgesehen worden war; immerhin aber durfte es einen trüben Eindruck machen, daß dem Todten, obgleich Anna mit zartem Gefühl für die Neußerlichkeiten des Begräbnisses eingetreten war, die letzten Ehren so karglich zugemessen wurden. Nur wenige Personen, unter diesen kaum eine, der sein Tod wirklich an's Herz ging, standen an der offenen Gruft, und es folgte dem verstorbenen Hauptmann keine Theilnahme, als etwa die des guten, einfachen Burken und die der jungen Guts-herrin selber, deren Gemüth noch durch die letzte Beichte des ungelannten, aber unglücklichen Mannes bewegt war. Indessen — war auf dem Sarge kein weiteres liebendes Andenken mitgegeben: ein Palmenzweig, von Anna's Hand gespendet, ruhte doch auf ihm; mochte dem Todten der Friede werden, um den er an seinem bittern Lebensende so schmerzlich gerungen hatte!

Und nun galt es, den letzten Auftrag des Sterbenden zu vollziehen! Anna konnte dem eigenen inneren Drange, der ihr befahl, sofort ihre Mission anzutreten, kein Recht werden lassen, denn die Rückkehr ihres Gatten stand nach seinen brieflichen Mittheilungen erst in einigen Tagen bevor; der Morgen, welcher auf die Beerdigung des Hauptmanns folgte, fand sie daher schon auf der Reise, der Reise nach der Residenz, als dem zunächst von Bensberg angegebenen Ziele, dort mußte ihr jedenfalls die Kunde werden, wo sie die Dame finden würde, auf deren Namen ihre Botschaft lautete.

Die Umstände waren ihr indessen in fast unverhoffter Weise günstig, denn so wie das Wohnhaus der Geheimrathin von Sölling leicht zu erfragen war, so erfuhr sie auch sofort, daß dieselbe eine allerdings

von ihr beabsichtigte größere Reise noch nicht angetreten habe, für den Augenblick also noch einem Besuche zugänglich sein würde. In der nämlichen Stunde noch betrat Anna das ihr bezeichnete Haus.

„Sie melden mir eine Fremde?“ sagte wenige Minuten darauf eine Dame, auf deren Antlitz ein tiefer Ernst lag, zu der vor ihr stehenden Kammerjungfer, indem sich zugleich eine leise Unzufriedenheit in ihren Ton mischte, „trotz-

dem Sie es wußten, Jeanette, daß ich augenblicklich keine Besuche empfangen?“

„O, ich sagte das!“ verteidigte sich die Dienerin, „und ich setzte hinzu, meine Herrschaft wäre in Trauer, nicht bloß um den Herrn Geheimrath, den wir vor vier Monaten begraben hätten, sondern auch um einen Verwandten, der gerade jetzt erst gestorben wäre, aber die — die Dame erklärte, eben wegen dieses Verwandten, der doch wohl kein Anderer als der von ihr selbst in seiner Krankheit verpflegte Herr Hauptmann von Bensberg sein könne, wünsche sie die Frau Baronin zu sehen, da sie einen Auftrag von ihm auszurichten habe.“

Ueberrascht blickte die Dame empor; ja ihre Augen thaten sich wie in einer ganz eigenen Verwunderung weit auf, doch mochte es nicht in ihrer Art liegen, ihrem Denken oder Empfinden der Dienerin gegenüber irgend einen Ausdruck zu gestatten, denn eine Bemerkung auf die eben vernommenen Worte blieb aus; wohl aber stand sie in diesem Augenblick von ihrem Sitze auf, als gebe sie damit schon einem Andern die Erlaubniß, an sie heranzutreten. War aber diese Bewegung eine halb unwillkürliche gewesen, so nöthigte ihr doch ein kurzes Besinnen die Frage ab:

„Welchen Namen hatten Sie zu melden, Jeanette?“

Die Augen der Dienerin suchten etwas ängstlich den Teppich; sie antwortete nicht gleich.

Auf das etwas schärfer ausgesprochene: „Nun?“ der Gebieterin erfolgte dann aber das Geständniß, daß die Fremde zwar ihren Namen genannt, daß sie selbst sich diesen jedoch nicht fest eingepägt habe, da sie des Glaubens gewesen sei, die Unbekannte werde nach empfangener Abweisung ihre Karte abgeben, wie sie denn erst auf besonderes Verlangen der Letzteren hin eine direkte Anfrage bei der gnädigen Frau gemacht habe, ohne dabei ihrer Vergeßlichkeit zu gedenken. Nachdem ihre Blicke darauf noch einmal zu Boden gesunken waren — sie mußte bemerkt haben, daß die Augenbrauen ihrer Herrin sich leicht zusammengezogen hatten — stotterte sie, daß sie immerhin die Letztere wieder gut machen könne, indem sie die Fremde noch einmal nach ihrem Namen frage, bevor sie dieselbe über die Schwelle führe. Dazu schüttelte Frau von Sölling jedoch den Kopf. — „Das wäre jetzt unhöflich!“ entschied sie kurz, und mit einer Handbewegung deutete sie dann der Dienerin an, was sie zu thun habe.

Unwillkürlich haftete das Auge Anna's bei ihrem Eintritt in das Zimmer Theresens von Sölling an der hohen, stolzen Erscheinung, die



Flugsuchs. (S. 303.)

Aus Brehm's Thierleben. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.)

demselben hier begegnete, und die in der That etwas Impetirendes haben konnte, zumal in der Trauerkleidung, welche sie noch trug, in dem lang nachschleppenden schwarzen Gewande; und einige Sekunden lang blickte sie ohne zu reden in das edle, fast tadellos schöne Gesicht der Dame, mit welcher der letzte Wunsch des Sterbenden sie in Verbindung gebracht hatte; bis dann diese selbst, nachdem sie nur einen flüchtigen Blick über die in das einfachste Reisegewand gekleidete junge Frau hatte gleiten lassen, das kurze Schweigen brach.

„Ich hoffe, daß meine Dienerin sich nicht getäuscht hat, als sie Ihre Meldung in Empfang nahm,“ begann sie; „Sie wollten die Güte haben, mir Nachrichten von meinem verstorbenen Verwandten zu bringen?“

„Ich habe dieß als eine Pflicht auf mich genommen, Frau Baronin,“ entgegnete Anna.

„Darf ich fragen, unter welchen Verhältnissen Sie seine Pflegerin geworden sind?“ fuhr die Dame fort.

„Ich hatte mich der Sorge für Kranke und Leidende im Allgemeinen unterzogen,“ entgegnete Anna einfach; „da brachte der Zufall, welcher seinen Weg nach jenem Dorf gelenkt hatte, auch ihn in meine Pflege.“

„Ah, ich verstehe!“ sagte Frau von Sölling, die sich für den Augenblick der Annahme überließ, sie sähe eines jener barmherzigen Wesen vor sich, welche sich um Gottes Lohn in den Dienst aller Hilfsbedürftigen stellten. „Lassen Sie es mich Ihnen sagen, daß ich dem Herrn danke, der meinen armen Vetter nicht verlassen sterben ließ; es beruhigt mich, daß sein Ende behütet ward.“

Anna neigte leise das Haupt.

„Es macht mich selbst glücklich, daß ich ihm einen letzten geringen Trost gewähren konnte, wenn derselbe auch fast nur darin bestand, daß ich seine Aufträge übernahm. Eine Verschöpfung des Verstorbenen an Sie, Frau Baronin, führt mich zu Ihnen.“

„Das überrascht mich fast,“ sagte Frau von Sölling, „obwohl es mir wohlthut, daß er zuletzt wieder an mich gedacht hat; wir waren uns seit Jahren fremd geworden, wenn auch vielleicht mehr durch unglückliche Zufälle. Ich selbst wenigstens bin ihm seit unserer Kinderzeit stets zugeneigt gewesen.“

„Darin geben seine eigenen Worte Ihnen Recht, Frau Baronin,“ entgegnete Anna. „Er hob die freundliche Güte, welche Sie ihm immerdar bewiesen hätten, dankbar hervor — dankbar, aber mit Schmerz, denn die Erinnerung machte ihm das Gewicht der Verschuldung gegen Sie um so viel schwerer.“

„Eine Verschuldung — und gegen mich?“ fragte Therese, indem sie mit der Spitze ihrer Finger leicht über ihre Stirne fuhr. „Sie wissen um seine Selbstanklage, er hat sich Ihnen vertraut?“ setzte sie rasch hinzu, nicht ohne ihr Gegenüber jetzt mit einem zweiten und schärferen Blick zu mustern.

„Ich habe nur einen Theil seiner Geständnisse entgegen genommen,“ erwiderte Anna. „Die eigentliche Aufklärung muß in dem Briefe liegen, welchen ich Ihnen, unvollendet, wie er ihn zu lassen gezwungen war, zu übergeben habe.“

„Ein Brief? ein Brief an mich?“ fragte Therese mit erregtem Ton, während sie schon das Schreiben, das Anna ihr geboten hatte, in der Hand hielt. „Die Aufschrift ist nicht von ihm!“ setzte sie dann nach einem raschen Ueberblick hinzu.

„Nein,“ entgegnete Anna, „ich deutete es schon an, daß der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm; so war es denn an mir, für ihn einzutreten.“ Mehr durch eine stumme Bewegung als durch ein ausdrückliches Wort sprach sie dann die Bitte aus, daß Frau Sölling vor jeder weiteren Erörterung und Erklärung die soeben ihren Händen überantworteten Zeilen lesen möge.

Therese's Finger lagen schon an dem Siegel; sie wies nun durch einen Wink der Fremden einen Platz an, wo sie mittlerweile ruhen konnte — daß sie im Begriff gestanden hatte, dieselbe jetzt selbst um ihren Namen, die Angabe ihrer Herkunft zu bitten, vergaß sie in diesem Augenblick der Spannung wieder — und dann wandte sie sich rasch ab, und trat in eine Ecke des Boudoirs, um dort die an sie gerichteten Worte des gestorbenen Verwandten vor ihrem Auge vorübergleiten zu lassen. Ein flüchtiger Einblick, so dachte sie sich, mußte ja genügen, sie mit dem vertraut zu machen, was der Sterbende ihr als eine etwa nur zwischen ihr und ihm geltende Mittheilung zu sagen hatte — sie wollte sich dann wieder zu der unbekannten Botin wenden, um sich von ihr die abgebrochenen Geständnisse ergänzen, zugleich aber von den letzten Augenblicken ihres Veters — sie wußte ja erst so wenig von den näheren Umständen seines Todes! — erzählen zu lassen.

Indessen — gebrauchte sie so viel Zeit, ehe es ihr gelungen war, die von der zitternden Hand des Sterbenden geschriebenen Zeilen zu entziffern, oder war es etwas Anderes, was sie nöthigte, jenes Blatt so lange in ihren Händen zu behalten — jedenfalls aber wahrte es lange, ehe sie sich nur wieder daran zu erinnern schien, daß noch Jemand außer ihr in diesem Zimmer weilte, Jemand, von dem sie weitere Aufklärung zu fordern hatte. Sie blieb in dem Winkel, der sie den Blicken der jungen Frau entzog, und Anna würde nichts von ihr vernommen haben, wenn nicht bisweilen der Laut tiefer und schwerer Athemzüge, die wie Stöhnen klangen, zu ihr gedrungen wäre.

Endlich hatte Therese sich so weit gefoßt, daß sie hervortreten und eine Anrede an die Fremde wagen konnte,

und nur an der Marmorbläße ihrer Wangen vermochte die Letztere wahrzunehmen, wie groß die Gemüthsbewegung sein mußte, welche über die stolze Frau hereingebrochen war, denn ihre äußere Haltung wußte dieselbe zu behaupten.

„Die Schuld, deren mein verstorbener Vetter sich angeklagt hat, ist mir jetzt aus seinem Briefe klar geworden,“ sagte sie; „ich habe aber noch die Frage an Sie zu richten, was Sie selbst von den Einzelheiten derselben wissen, was Sie mir sonst noch zu sagen haben.“

„Werin jenes Unrecht bestand, ist mir bis zu diesem Augenblick verborgen geblieben,“ entgegnete Anna; „ich weiß nur, was seine Folgen waren.“

Therese warf einen einzigen forschenden Blick auf die Sprechende und wandte ihr Gesicht dann ab.

„Reden Sie!“ sagte sie kurz, wenn auch mit bittendem Tone.

Einen Augenblick noch stockte Anna.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich zarte Dinge berühren werde,“ begann sie darauf, „und rechnen Sie es mir nicht als Unbescheidenheit an, wenn ich selbst einige Fragen über dieselben wage — mein Auftrag zwingt mich dazu!“

Und dann, ohne eine weitere Entgegnung abzuwarten, fuhr sie fort: „Herr von Bensberg warf sich eine doppelte Schuld vor, die erste war, daß er, so viel sagte er mir, die Ehre des Mannes, des Offiziers schwer verletzt hatte; doch bezeichnete er mir gerade diese Handlung nicht näher — ich meine darum, sein Brief muß sich eben auf diesen Theil des Geheimnisses bezogen haben.“

„Sie irren sich nicht!“ sagte Therese mit einer eigenhümlichen Härte im Ton. „An der Klarheit, die er mir über diese Sache gegeben hat, mangelt nichts! So durchaus nichts, daß ich mich fragen muß, wie es denn noch eine weitere Erklärung geben kann, oder wozu sie dienen sollte.“

„Sie werden das vielleicht verstehen, Frau Baronin,“ entgegnete Anna, „wenn Sie an die Wendung denken, welche Ihr eigenes Schicksal, Ihr Leben von dem Zeitpunkt an genommen hat, der in dem Schreiben Ihres Veters berührt worden ist.“

„Wie?“ fragte die Angeredete heftig erregt; „konnte Richard Bensberg von dem, was mich betraf, reden, meine Geheimnisse preisgeben?“

„Denken Sie daran, daß er ein Sterbender war, der sein Herz von langer und banger Qual erleichtern wollte,“ erinnerte Anna sanft. „Nicht bloß einer Verletzung eigener Ehre, auch eines frevelnden Spiels, das er mit Anderen getrieben habe, klagte er sich an.“

„Ein Spiel?“ rief Therese aus, „wählte er den leichten Namen? — Aber es sei,“ setzte sie, sich gewaltsam fassend, hinzu, „ich will selbst nicht sprechen, ich bitte Sie um die Erlaubniß, nur hören zu dürfen!“

Anna nickte still und fuhr dann fort: „Als Herr von Bensberg sich zu einer That verleitete ließ, die ihm Ehre und Frieden rauben sollte, hatten ihn — ich will seine eigenen Worte gebrauchen — Unglück und Leichtsinns an den Rand des Ruins gebracht. Die Vernichtung seiner Karriere wäre ihm gewiß gewesen, wenn ein gewisser hoher Herr sich nicht seiner angenommen hätte, doch knüpfte derselbe seine Hilfe an eine Forderung — die Leistung eines Dienstes, der so gering dargestellt ward, daß er beinahe für eine bloße Gefälligkeit gelten durfte. Herr von Bensberg nun hat jenen Dienst geleistet — damit aber für sich und Andere ein Reiz gewoben, das so verderbenbringend geworden ist, wie er es selbst später als unzerreißbar hat erkennen müssen.“

Die Sprechende hielt einen Augenblick inne; sie wartete vielleicht auf eine Entgegnung ihrer Zuhörerin, doch dieselbe schien ihres Vorsatzes, selbst nicht reden zu wollen, eingedenk zu sein; nur in ihre Augen legte sie die Aufforderung, fortzufahren.

„Ich muß annehmen, Frau Baronin,“ begann Anna alsdann auf's Neue, „daß es sich um die Entstellung einer Thatfache gehandelt hat und daß Ihr Name in dieselbe hineingezogen worden ist; zugleich aber ist mir gewiß geworden, daß es auf die Täuschung eines Dritten abgesehen war — eines Mannes, dessen Namen mir Herr von Bensberg nicht genannt hat, von dem ich Ihnen aber trotzdem gerade dieß sagen kann: ihn wollte man zu dem Glauben bringen, daß Ihre Gunst jenem hochgestellten Herrn zugewandt sei, Frau Baronin von Sölling.“

Einen Moment lang verlor Therese die angemessene Haltung, vergaß sie des Schweigens, das sie sich aufgelegt hatte.

„Es stand das in dem Briefe — es ist genug, daß sich mir die Infamie ein einziges Mal enthüllte!“ rief sie aus. „Wenn es möglich ist, so gleiten Sie über diesen Punkt hinweg!“

„Wohl,“ sagte Anna, „so komme ich denn zu dem, was der Seele des Sterbenden die größte Qual schuf und ihn trieb, mich zu Ihnen zu senden, da er es Ihnen nicht mehr sagen konnte. Darum — wenn er selbst es Ihnen bereits ausgesprochen hat, daß er in einer Art Taumel befangen gewesen sei, als er gegen Sie sundigte, so läßt er es durch mich mit einem heiligen Eide versichern, daß er damals das Verhältniß jenes betrogenen Mannes zu Ihnen nicht gekannt, es nicht gewußt habe, daß er ein heiliges Band zerriß. Gleich einem Entsetzten sei nachher die volle Erkenntniß über ihn gekommen und eins geworden mit der Reue, die ihn bis zu seinem letzten Augenblick nicht mehr verlassen habe. Hundertmal auch habe er vor dem Entschluß gestanden, Alles zu

gestehen und zu enthüllen; hundertmal aber habe ihn dann die Erkenntniß, daß dadurch kein anderes Ziel zu erreichen sei, als die rettungslose Vernichtung der eigenen Ehre, auf's Neue zur Verweigerung gebracht. Gut zu machen sei nichts mehr gewesen.“

„Nein, nichts — nichts mehr!“ Fast dumpf kamen die Worte, mit denen sie selbst die Rede der Anderen beschloß, über Therese's Lippen. Aber noch in demselben Moment flammte sie auf. „Und doch: wer sagte ihm, ob es nicht möglich war, zwei Seelen davon zu erlösen, daß sie an jedem Tag und zu jeder Stunde ihres Lebens den bitteren Trank schlürfen mußten, den man Erinnerung nennt; wer gab ihm die Gewißheit, daß diese Seelen sich nicht nach einem einzigen Trost sehnten, dem Trost, daß sie nicht zu verachten, nicht zu hassen brauchten, was sie einst liebten? Was wog das gemordete Glück — und glücklich freilich konnten wir nicht mehr werden; nicht er, noch ich, niemals wieder auf Erden; — gegen den gemordeten Glauben?“

Sie hielt plötzlich inne und fuhr, wie sich besinnend, mit der Hand über die Stirn.

„Ich bin thöricht, daß ich so rede!“ sagte sie dann; „ich vergaß, daß Sie nur eine Mission hatten, einen Auftrag von dem Todten, und daß Sie ihm meine Antwort nicht überbringen können. Ich werde Sie nicht wieder unterbrechen!“

„Meine Mission ist zu Ende, Frau Baronin,“ entgegnete Anna, „oder vielmehr: ich muß Ihr eigenes Herz bitten, jetzt das Letzte zu thun, denn gewiß werden Sie sich sagen, daß Ihre Vergebung das höchste Verlangen des Sterbenden ausmachte, daß er mit dem heißen Begehren nach ihr von der Erde geschieden ist.“

Es hatte Therese sichtlich Anstrengung gekostet, ihre frühere Fassung wieder zu erlangen, doch war sie jetzt so weit, daß sie sich wenigstens zu einer weiteren Antwort sammeln konnte.

„Es sind in dieser Stunde große Erschütterungen auf mich eingestürzt,“ sagte sie, „und zudem bin ich keine von jenen weichgeschaffenen Naturen, die für jedes Unrecht, das ihnen geschieht, sofort die Vergebung bereit haben — ich muß erst viele Stimmen zum Schweigen bringen — vielleicht gelingt es mir demaleinst, veröhnt an meinen Vetter zu denken.“

„Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!“ klang es leise aus Anna's Munde.

Therese wandte sich hastig zu der jungen Frau um.

„Sie mahnen mich an meine Schuldiger? Wohl — Sie erinnern mich, daß ich noch Andere als Richard von Bensberg der Schuld zu zeihen habe, vor Allem jenen Mann, der an mir zu zweifeln vermochte, der es vergessen konnte, daß Therese von Radenhäusen zu ihm gesagt hatte: Ich weiß von der Welt fortan nur noch, daß Du in ihr bist!“

Sie hatte das Wort in erneutem Aufblitzen ihres Empfindens, in halbem Selbstvergeffen hingeworfen, auf Anna aber übte dasselbe die Wirkung, daß es sie wie mit einem Schauer überrieselte; fühlte sie sich von der Erinnerung ergriffen, daß sie einst ein ähnliches Wort gesprochen hatte — ob nun laut oder leise, das galt gleich! — damals, als Gustav ihr den Namen seines Weibes anbot? Oder trat ein anderes Denken an sie heran, dasselbe, welches sie bisweilen schon als ein halb gestaltloses Ahnen hatte beschleichen wollen? Genug aber — sie kämpfte mit einem innerlichen Erbeben und etwas von diesem Klang auch in dem Ton wieder, mit dem sie nach einigen Sekunden antwortete.

„Vielleicht steht Sie auch der Mann, von welchem Sie jetzt sprechen, noch um Ihre Vergebung an.“

„Schwerlich wohl!“ entgegnete Therese, die bereits wieder zu sich selbst zurückgekehrt war. „Unsere Bahnen liegen weit auseinander, und an mir ist es nicht, ihm entgegenzutreten!“

Sie that ein paar tiefe Athemzüge, gleich als ob sie damit die in ihr wogenden Empfindungen niederkämpfen wollte, dann trat sie ihrem Gast, dessen Anwesenheit sich ihrem Bewußtsein zwischendurch auf Sekunden entrückt hatte, um einen Schritt näher und sagte, indem sie einen vollen Blick auf dem Antlitz der jungen Frau ruhen ließ:

„Es war ein seltsames Zwiegespräch, das wir in dieser Stunde führten! Der Zufall, oder auch das Schicksal, hat Sie zur Theilhaberin verhängnißschwerer Geheimnisse gemacht — ich selbst würde es als eine Beleidigung ansehen, wenn ich die Bewahrung derselben erst von Ihnen fordern wollte.“

„Ich gebe Ihnen das Versprechen, daß sich mein Mund nicht über das Gehörte öffnen wird,“ entgegnete Anna rasch; „es sei denn,“ fügte sie nach kaum merklichem Stoden, aber mit etwas leiserer Stimme hinzu, „daß mich eine Macht zwänge, der auch Sie nicht widerstehen dürften, die der Wahrheit, für die Gott selbst Zeugniß forderte!“

Therese neigte stumm ihr Haupt; laut aber sagte sie, als sie fast in dem gleichen Augenblick an einer Bewegung der Fremden wahrnahm, daß diese im Begriff stand, sich zu entfernen: „Daß ich nie zuvor im Leben Sie gesehen oder mit Ihnen geredet hatte, durfte und mußte ich in dieser Stunde vergessen — etwas Unnatürliches würde aber darin liegen, wenn ich nach derselben an Sie als eine Unbekannte zurückdenken sollte. Durch ein Versehen meiner Dienerin ist es gekommen, daß ich nicht einmal weiß, wie ich Sie zu nennen habe — Sie werden mir daher sicher diese Erkundigung nachsehen.“

Die Worte hatten an sich nichts Verhängliches, und Theresie hatte sie in einfacher Weise gesprochen, dennoch zuckte Anna zusammen, als ihr die Forderung der Dame klar ward. Ihren Namen sollte sie jetzt nennen? — vor einer Stunde hatte sie es unbedenklich und ohne zu zögern gethan — in dieser Sekunde nöthigte ihr ein unerklärliches Etwas in ihrem Herzen das Verlangen auf, die Wiederholung zu vermeiden, um als eine Fremde von dieser Stätte scheiden zu dürfen, und so sagte sie:

„Mir ist, Frau Baronin, es sei am besten — auch für Sie — wenn nichts in diese traurige Sache hineingetragen wird, was nicht zu ihr gehört; nennen Sie es daher nicht unnatürlich, wenn ich über meine eigene Person hinweggehe, und keine andere Bedeutung für Sie gewinnen möchte, als daß ich zufällig der Mund des Verstorbenen geworden bin.“

Für einen kurzen Moment regte sich in Theresien die Weltbame; war es nicht seltsam, daß die Unbekannte, welche immerhin als eine Art Gast vor ihr stand, so die Forderung des guten Tons, des gewöhnlichen Herkommens nun von sich wies. Sie maß dieselbe mit einem befremdeten Blick und über ihre Lippen kam unwillkürlich ein stolzes: „Wie Sie wollen!“

Es war aber klar genug, der eine Moment hatte hingereicht, um sie daran zu mahnen, daß hier nicht mit Formen zu rechnen war. Ein Zweifel an der Wahrheit dessen, was sie vernommen hatte, konnte nicht in ihr aufkommen, das Angeficht, der Ton, das ganze Auftreten der Fremden verboten das, mehr aber noch: jene Wahrheit sprach für sich selbst, und ihr gegenüber — was wog da dann noch ein Name, was galt ihr auch die Person der Botin selbst? „Wie Sie wollen!“ sagte sie nach einigen Sekunden noch einmal, aber nun war der Ton verändert: es klang keine Empfindlichkeit mehr aus ihm heraus, er war völlig gleichgültig geworden.

Von dem, was sie sonst noch an Worten der Höflichkeit oder des Dankes zu der jungen Frau geredet hatte, wußte sie hernach sehr wenig mehr, es war eben Alles nur halb mechanisch über ihre Lippen gekommen. Gleichwohl aber hastete kaum etwas von dem zuletzt Gesprochenen in Anna's Erinnerung, maß sie es nicht ab, ob Theresie ihr bei ihrer Entfernung in freundlicher oder nur förmlicher Weise die Hand gereicht hatte, denn von persönlichen Empfindungen fühlte sie sich dieser Frau gegenüber gewissermaßen losgelöst, und nur eines flüsterte eine innere Stimme ihr zu, als sie dieselbe nicht mehr vor Augen hatte: daß sie die heutige Begegnung nicht als einen alleinstehenden und in sich abgeschlossenen Vorgang ansehen dürfe, daß sich ihm vielmehr noch weitere Momente des eigenen Lebens — und vielleicht tief in das Schicksal eingreifende! — anreihen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Flugfische.

(Bild S. 301.)

Der Flugfisch gehört zu den fruchtfressenden Fledermäusen und erreicht eine Länge von 32 Centimeter und fliehet zwischen 1—1½ Meter. Er kommt in Ostindien bis Madagaskar vor, wo er Waldungen und Gärten oft in zahlloser Menge bewohnt. Von Farbe ist dieß seltsame Thier an den Ohren schwarz, der übrige Körper ist rötlichbraun mit gelblich, die Flughaut schwarzbraun. In ungeheurer Menge findet der Flugfisch sich in Ceylon. Die Naturforscher Tennent, Pollen und Brehm schildern das Thier eingehend. Wir wollen in den Hauptzügen dieser Beschreibung folgen.

Wie seine Verwandten, Flughund u., hält der Flugfisch unter allen Umständen in Gesellschaften sich zusammen, und wenn irgend möglich wählt er alte Bäume zu seiner Tagesruhe. Ein Lieblingsplatz von ihm waren eine Zeitlang die großen Silberwoll- und indischen Kaspielbäume des Pflanzengartens von Paradenia in der Nähe von Kandy auf Ceylon, woselbst Tennent sie tagtäglich beobachtet konnte. Einige Jahre früher hatten sie hier sich sammelt gefunden und waren namentlich im Herbst tagtäglich zu sehen, während sie später, nachdem sie die Früchte der elastischen Feige aufgezehrt hatten, eine Wanderung antraten. Auf gedachten Bäumen hingen sie in so erstaunlicher Menge, daß starke Äste durch ihr Gewicht abgebrochen wurden. Jeden Morgen zwischen neun und elf Uhr flogen sie umher, anscheinend zur Übung, möglicherweise um Fell und Fittige zu sonnen und von dem Morgenthau zu trocknen. Bei dieser Gelegenheit bildeten sie Schwärme, welche ihrer Dichtigkeit wegen nur mit Mäusen oder Bienen zu vergleichen waren. Nach solchem Ausfluge kehrten sie zu den Lieblingsbäumen zurück, hier wie eine Aflerherde lärmend und freischend und stets unter einander habend und streitend, weil jeder den schattigen Platz für sich auszusuchen strebte. Alle Zweige, auf denen sie sich niederlassen, entblätterten binnen Kurzem in Folge ihrer unruhigen Gaste, da sie ihre Krallen in rücksichtslosster Weise gebrauchten. Gegen Sonnenuntergang treten sie ihre Raubzüge an und durchfliegen dann wahrhaftig weite Strecken, weil sie ihrer bedeutenden Anzahl und Gefräßigkeit halber sich nothwendigweise über ausgedehnte Räume verbreiten müssen. Auch Pollen bemerkt, daß man die Flugfische sehr oft während des Tages umherfliegen sah und zuweilen bemerken konnte, wie sie hoch in die Luft sich erheben, um einem andern Walde zuzufiegen. Unter solchen Umständen glaubt man einen Flug von Krähen zu sehen, da sie wie diese Vögel nur langsam und ununterbrochen flügelnd dahinziehen. Gegen Abend sieht man sie nach Art der Fledermäuse längs der Waldungen auf und ab streichen, besonders gern in der Nähe von solchen, welche die Rüste oder Flugufer besäumen. Auf Rapotte sah sie Pollen nach Art der Schwärme und kleinen Fledermäuse hart über der Oberfläche des Wassers dahinziehen, die Wellen fast mit

ihren Fittigen berührend; wahrscheinlich geschah dieß, wie ich hinzufügen will, des Fischens halber. Auf Madagaskar wahren sie sich hauptsächlich von wilden Datteln, welche sie, nach den Rothhaufen unter ihren Schlafbäumen zu urtheilen, in außerordentlicher Menge vertilgen müssen. Auf Ceylon fressen sie die Früchte der Guava, der Bananen und mehrerer Feigenarten, zeitweilig auch die Blüthenknospen verschiedener Bäume. Außerdem sollen sie, wenn man den Saft der Kokospalme auffängt, herbeikommen, gierig lecken und dabei sich förmlich berauschen — eine Angabe der Eingeborenen, welche nach angestellten Beobachtungen glaublich erscheint. Auch sie fressen aber unzweifelhaft neben pflanzlichen thierische Stoffe, Kerbthiere verschiedener Art, Eier und Junge von kleinen Vögeln, Fische und, nach Versicherung der Eingelefen, auch Kriechthiere, da sie die Baumschlange angreifen sollen. Ungeachtet ihrer Gefräßigkeit wird jeder Flugfisch, laut Tennent, von den übrigen beim Fressen arg behelligt und hat keine liebe Noth, die glücklich erlangte Beute vor der Zudringlichkeit seiner Genossen zu sichern und einem Orte zuzutragen, woselbst er jene ungestört genießen kann. Bei solchen Streitigkeiten unter einander beißen sie sehr heftig, krallen sich an einander fest, schreien dabei ununterbrochen, bis der Verfolgte endlich einen sichern Platz erreicht hat. Hier pflegt er an einem Ast zu hängen und mit dem andern die Frucht so zu halten, daß er bequem davon fressen kann. Beim Trinken hängen sie sich an tiefe Äste über dem Wasser und nehmen die Flüssigkeit lappend wie ein Hund zu sich.

Eingelefen und Malgachen verfolgen auch den Flugfisch seines Fleisches wegen. Letztere wenden, nach Pollen, eine sehr einfache und sichere Falle an, um sich des beliebten Wildes zu bemächtigen. Auf einem Baume, welchen die Flugfische besuchen, befestigen sie an dem höchsten Zweige zwei lange Stangen, welche jederseits mit Rollen versehen sind. Ueber diese führen sie Stride, welche aufgezogen und niedergelassen werden können, und binden an denselben wie Flaggen Netze an. Sobald nun einer der Flugfische sich an dem Netze anhängt, zieht der Fänger dieses so schnell als möglich auf den Boden herab und gelangt dadurch in den meisten Fällen in den Besitz des Thieres, welches nach keine Zeit fand, sich zu befreien, oder nicht loslassen wollte. Sie durch Schüsse zu Boden zu strecken, wenn sie auf Bäumen sitzen, ist keineswegs eine leichte Aufgabe, während sie im Fluge mühelos erlegt werden können. Wenn man mehrere von ihnen tödten will, braucht man nur einen Verwundeten anzubinden, damit er schreit; denn alle, welche sich in der Nachbarschaft befinden, kommen auf das klägliche Kreischen ihres Kameraden herbei, als wollten sie demselben Hülfe leisten. Das Wildpret gilt nach Ansicht der Eingeborenen und einzelner Europäer, welche den leicht begreiflichen Grel vor solchem Braten überwunden haben, als ausgezeichnet, namentlich in der Heißezeit unserer Flughunde, während welcher der ganze Leib zuweilen nur ein in Fett eingewickelter Stuhl Fleisch zu sein scheint. Die Malgachen werfen den zum Schmoren bestimmten Flugfisch einfach auf ein Kohlenfeuer, ohne ihn vorher abzuhaften, und drehen und wenden ihn so lange, bis er gar geworden ist. Daß ein in dieser Weise zubereiteter Braten gestittete Menschen anekelt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden; indeßen gewöhnt man sich mit der Zeit an Alles, jama! wenn das Gebotene dem Geschmacke wirklich zusagt.

Tagsüber hängen die Flugfische an Bäumen auf, wie unser Bild dieß zeigt; gegen Sonnenuntergang erwachen sie zum Leben, beledern ihre Flughäute und beginnen dann ihr fiedermausartiges Umherflattern und Schweben.

Anfang an der englischen Küste.

(Bild S. 304.)

Unsere Illustration verlegt uns an die englische Küste (Kening Sand) und in eine warme, mondlichterfüllte Augustnacht. Der Strand ist flach und sandig, man kann bei Windstille und Ebbe weit hinausgehen in's Meer, ohne tiefer als bis über die Knieel in Wasser zu kommen. Eine fast gewitterschwüle Rondonacht ist aber das richtige Wetter zum Meeranfang. Ein ganzes Fischerdorf geht gewöhnlich zu dem Fang aus. Das große Netz wird ausgeworfen, ziemlich weit draußen im Wasser. Ein Boot voll Fischer stört durch Ruderschläge die Kalle auf, und nun zieht Mann und Weib das Netz zum flachen Strand, wo dann die zappelnde Beute mit den Händen gegriffen und in Körbe geworfen wird. Bei diesem Anfang geht es heiter, aber schweigend zu; man hört nur das Kommando der Schiffer zum gleichmäßigen Herausziehen des Netzes. Das Wasser ist kühl, die Arbeit nicht leicht und die Nacht voll Dunst. Da erquikt denn eine Tasse Thee, der von einer Schifferfrau hinter dem Felsen am Strande über Keisigfeuer bereitet wird. Ist der Ertrag gut, wird aus dem Thee Punsch. Am nächsten Morgen schon fährt die Eisenbahn den Fang der Nacht — bei den Kalen finden sich auch Rochen, Steinbrot, Dorsche — in Körben, zwischen Moos verpackt, den Märkten und Händlern zu.

Urgroßmutter's erste Tanzstunde.

(Bild S. 305.)

Das ist die Zeit der Menuet, wohin uns dieses anmuthige Bild verlegt, die Epoche der Gemüthlichkeit, der bescheidenen Bürgerlichkeit, in welcher der zierliche, etwas steife Tanzschritt die Herrschaft führte, die Haare gepudert getragen wurden und der Kopf, wenn auch kurz, Mode war. Der Tanzmeister war meistens ein alter Franzose, häufig ein Edelmann, der in seinem Vaterlande finanziell und gesellschaftlich Schiffbruch gelitten hatte und nun im Auslande seine feinen Manieren verwendete, um sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Hatte der alte Meister eine Tochter, so gab diese die Vortänzerin ab, indem der Herr Papa die Geige spielte, leichte, einfache, altmodische, zierliche Weisen, nach welchen die Fädchen spitz gekleidet und das Kleid gravitätisch rechts und links gehalten wurde. So war die Tanzstunde unserer Voreltern, leidenschaftlicher Majurka, stürmischen Galopp. Der Contreranz und die Quadrillen erfordern einen umsichtigen Leiter, der die verfahrenen Touren ordnet. Zur Zeit unserer Urgroßeltern kam man beim Tanzen nicht leicht außer Athem.

Mein Freund Boxer.

Novellette

von

Otto Buchwald.

(Nachdruck verboten.)

I.

Ich war seit drei Stunden Gymnastik und etwas länger Mitglied einer wohlbeleumundeten Pension. Ich wußte, daß der Ordinarius der Untertertia, in dessen Klasse ich aufgenommen war, Knaben mit langen Haaren nicht leiden mochte, daß der Lehrer der Naturkunde mit Vorliebe Wolfsjagden, die er in Polen als Hauslehrer mitgemacht haben wollte, erzählte, daß unser Pensionat wegen der großen Mitgliederzahl „die Kaserne“ genannt wurde, daß die Vortänzerin der Kaserne, ein altes, braves Fräulein, wenn sie geärgert wurde, in Ohnmacht zu fallen und bei dem Ruf nach Wasser zu einem Sturzbad wieder zu sich zu kommen pflegte, daß alle Pensionatsgenossen, mit Ausnahme der Primaner und Sekundaner, zum Scherz Hundennamen führten und sich mit denselben anredeten, daß ein Hauptvergnügen der ganzen Meute darin bestand, bei gemeinschaftlichem Ausrücken zum Verdruss des Hauswirths auf dem Treppengeländer hinabzurutschen, daß — kurz, ich war trotz der geringen Zeit schon recht hübsch orientirt in Schule und Haus.

Diese achtbare Kenntniß verdankte ich einem Stubengenossen, der, weil er zum zweiten Mal in Untertertia sitzen geblieben war, während der Ferien nicht hatte nach Hause kommen dürfen und einen Tag lang bis zum Eintreffen der übrigen Schüler mein einziger Gefährte war.

Boxer — dieß war sein Hundename, eigentlich hieß er Fritz Krämer — war der Sohn eines Magistratsbeamten in einer kleinen Stadt und hatte bereits das für einen Tertianer ehrenwerthe Alter von siebenzehn Jahren. Er war hochgewachsen und kräftig gebaut; der patriarchalische Ausdruck seines nicht gerade klugen, aber gutmüthigen Gesichtes wurde wesentlich erhöht durch vereinzelte lange blonde Haare auf Wangen und am Kinn und durch zwei ungeheure steife Vatermörder, die wie ein Paar herabgeglittene Scheuleder ausfahlen.

Obwohl seine Schülerlaufbahn eine schneckenartige gewesen war — er hatte fast in jeder Klasse zwei Jahre gefessen — trugen sich seine Eltern, insbesondere die Mutter, die eine Lehrerstochter war, doch mit dem Wunsche, er möge Theologie studiren. Sie dachten eben nicht daran, daß ihr Fritz bei seinen geringen geistigen Fähigkeiten Metusalem's Alter hätte erreichen können, ehe er an dieses Ziel gelangte. Das Schicksal aber war einsichtsvoller als die Eltern.

Boxer war mir gleich mit einer gewissen onkelhaften Freundlichkeit entgegengekommen und hatte durch seine mannigfachen Berichte meine anfängliche Bangigkeit nach dem elterlichen Hause wirksam niedergekämpft. Das gewann ihm rasch mein Herz, und obgleich ich fast fünf Jahre jünger war als er, hatte ich doch mit keinem der übrigen Knaben ein so herzliches Verhältniß wie mit ihm.

Das kam mir sehr zu Statten. Denn Boxer genoß im Folge seines Alters und seiner Kräfte in der Klasse großes Ansehen, und die Prüfte und Schläge, welche den neu Eingetretenen unter dem Titel: „Fuchsteile“ verabreicht zu werden pflegten, blieben mir Dank seiner Protektion erspart. Freilich schrumpfte das Ansehen, welches er außer der Schule und in den Zwischenpausen genoß, in den Schulstunden sehr zusammen. Wenn er zum Uebersehen oder gar zur Lösung einer mathematischen Aufgabe aufgefordert wurde, so entstand unter den Mitschülern eine unverkennbare Heiterkeit, und nur ganz ausnahmsweise strafe er dieselbe durch eine gute Antwort Pügen. Meistens blickte er einige Sekunden hilflos umher, gab dann einige Dummheiten zum Besten und setzte sich mit verbisslichem Gesicht wieder auf seinen Platz nieder. Nachdem der freundschaftliche Versuch, ihm durch Versagen zu Hülfe zu kommen, mir eine Stunde Arrest eingetragen — ich sah sie mit der Genugthuung eines Märtyrers ab — beschränkte sich meine Dankbarkeit darauf, ihm durch Leihen meiner Präparationen und Exerzitien unter die Arme zu greifen.

Eines Tages sagte Boxer nach dem Mittagessen zu mir: „Joli, komm' doch einmal in den Zwinger!“

Der Zwinger war unsere Schlafstube, in welcher auch unsere Kommoden standen, Joli der Name, welcher mir wegen meiner kleinen Figur beigelegt worden war.

Ich folgte ihm, durch sein geheimnißvolles Aussehen neugierig gemacht.

„Joli,“ sagte er, „Du könntest mir für heute Nachmittag Deine Sonntagshandschuhe borgen. Ein Vetter meines Vaters, ein reicher Müller zwei Meilen von hier, ist in der Stadt und ich soll mit ihm und seiner Familie in's Konzert gehen. Ohne Handschuhe ist das unmöglich und die meingigen sind ganz zerrissen.“

Ich erschrak bei dieser Zumuthung. Meine Handschuhe waren mein Stolz, ich trug sie nur am Sonntag auf der Promenade und ging stets, um sie zu schonen, mit gepreßten Fingern. Nun sollte ich sie, noch dazu an einem Wochentage, Boxer borgen, dessen Hände noch einmal so groß waren als die meinen. Meine freundschaftlichen Empfindungen für Boxer geriethen in einen heftigen Streit mit meiner Zärtlichkeit für meine Handschuhe.

„Meine Handschuhe sind ja viel zu klein für Dich,“ sagte ich misgünstig. „Nero hat auch neue Handschuhe, und diese werden Dir besser passen.“

„Das ist ein ungefalliger Köter,“ entgegnete er schroff; „er hat es mir schon abgeschlagen. Uebrigens kannst Du wegen Deiner Handschuhe ohne Sorge sein; ich ziehe sie nicht an, sondern trage sie nur zum Schein in der Hand. Auf Ehre!“

Gegenüber dieser Versicherung half kein weiteres Sträuben und ich langte, wenn auch mit schwerem Herzen, meine dunkelgrünen Glacéhandschuhe aus dem Kasten, wo sie fein säuberlich in Papier gewickelt lagen, heraus und übergab sie Beyer. Nachdem er sich ein Paar Vatermörder von besonderer Steifheit umgehunden und ihre Schönheit durch einen lilafarbenen Schlips erhöht hatte, entfernte er sich mit vergnügtem Gesicht.

Die Nachricht, daß Beyer mit seinen Verwandten in's Konzert gegangen sei, hatte sich kaum in der Pension verbreitet, als einer der Knaben den Vorschlag machte, Beyer's Verwandte durch die Staketen des Konzertgartens zu besichtigen. Der Vorschlag fand Beifall; ich schloß mich an, weniger aus Neugierde, als weil ich um das Schicksal meiner Glacéhandschuhe besorgt war.

Wir rutschten einer nach dem andern in gewohnter Weise das Treppengeländer hinab, freuten uns über die Schimpfworte des grollenden Hauswirths und gelangten nach kurzer Wanderung auf die Promenade. Da kam uns Beyer mit seinen Verwandten entgegen: ein dicker Herr, eine dicke Dame, ein erwachsenes Mädchen und ein kleiner Knabe. Sie hatten, wie sich später herausstellte, in dem Konzertgarten keinen passenden Platz gefunden und beschlossen, in das Sommertheater zu gehen.

Wir zogen höflich unsere Mützen. Der Müller nickte zum Dank nur mit dem Kopf und Beyer nahm seinen Strohhut so förmlich ab, als hätte ihm



Gluckbeladen. „Ich heiße Lucile Mellier!“ (S. 310.)

der Gruß gegolten. Beides verdroß uns; wir waren der Ansicht, der Müller hätte höflich seinen Hut ziehen und Beyer uns zunichte sollen. Zu einem Urtheil über die Familie gelangten wir in Folge des schnellen Vorübergehens übrigens nicht; nur Einer erklärte in ziemlich geringschätzigem Ton, sie hätten eben ausgesehen wie reiche Müllersleute. Er war Beyer's „Feind“ und brüstete sich gern mit einigen adeligen Verwandten; wir gaben daher nicht viel auf sein Urtheil.

Erst spät am Abend kehrte Beyer zurück, aber er erzählte nichts von seinen Verwandten, sondern nur, wie gut er sich im Theater amüsiert habe. Am andern Tage jedoch nahm er mich beiseite und fragte mich: „Nun, wie hat sie Dir gefallen?“

„Wer denn?“ versetzte ich unschuldig. „Wer anders als meine Cousine Ida! Nicht wahr, sie ist ein famoscs Mädchen?“

Ich hatte nun von Cousine Ida fast nichts gesehen, als den Rücken, denn meine Haupt Sorge war gewesen, zu beobachten, ob nicht Beyer wider die Verabredung meine Handschuhe auf seine Hände gezwängt habe; aber da er so eifrig auf meine Zustimmung zu warten schien, so sagte ich mit der ganzen Begeisterung, deren ein zwölffähriger Junge fähig ist: „Ja sie ist ein famoscs Mädchen!“

„Und schlecht situiert ist sie nicht, sage ich Dir, Joli,“ fuhr er lebhaft fort. „Der Müller ist reich, und Ida hat ein hübsches Vermögen von ihrer Mutter, der ersten Frau meines Onkels. Das ist kein schlechter Bissen. Ich sage Dir, Joli, es spinnt sich etwas an. Sie haben mich für Sonntag über acht Tage eingeladen. Merkst Du was?“

Ich merkte gar nichts und lächelte einfältig, worauf Beyer mit geheimnißvoller, wichtiger Miene mich stehen ließ.

An dem bewußten Sonntag machte sich Beyer sehr früh auf, um seinen Onkel zu besuchen. Die Zwischenzeit hatte er damit ausgefüllt, daß er sich ein Paar neue Handschuhe kaufte, sich täglich vor



Walfang an der englischen Küste. (S. 303.)



Urgroßmutter's erste Tanzstunde. Nach einem Gemälde von E. N. Downard. (S. 303.)

dem Spiegel im Knüpfen schwieriger Halstuchknoten übte und in der Klasse möglichst viel dumme Antworten gab.

Für die vielen Unbilden, die ihm der letzte Umstand zugezogen hatte, schien ihn der Sonntagsausflug reichlich entschädigt zu haben, denn er kehrte in sehr vergnügter Stimmung zurück. Es war für ihn unzweifelhaft eine große Fein, daß er seine Erlebnisse bis zum nächsten Tage für sich behalten mußte. Denn es schloffen unserer fünf im Zwinger, und außer mir hatte Borer keinen zum Vertrauten seiner Empfindungen gemacht. Aber auch Tags darauf war seine Begeisterung noch in vollen Flammen und er schilderte mir voll Wärme die gute Aufnahme, die er gefunden, wie sehr Alle, insbesondere Ida, bemüht gewesen seien, ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Ich erfuhr auch, daß zwischen dem Müller und Borer's Vater bis vor kurzer Zeit eine hartnäckige Spannung bestanden habe, daß aber nunmehr eine Aussöhnung erfolgt sei.

"Du siehst nun, Joli," schloß er seinen Bericht, "daß mir nichts im Wege steht, und ich kann Dir versichern, man sieht mich nicht mit ungünstigen Augen an."

Zum Beweise für diese Behauptung brachte er ein ansehnliches Paket Kuchen zum Vorschein, welches ihm Ida auf den Weg mitgegeben hatte. Er theilte redlich mit mir, und ich kann versichern, daß der Wohlgeschmack des Gebäcks meine Achtung für die Müllerfamilie im Allgemeinen, für Ida insbesondere wesentlich steigerte. Und als Borer berichtete, daß er meiner als seines besten Freundes erwähnt und die Familie darauf den Wunsch, mich bei sich zu sehen, geäußert habe, da war ich überzeugt, daß es in der ganzen Welt keine zweite Familie von gleicher Lebenswürdigkeit gebe. Wir beschloßen in unserer Begeisterung, am nächsten Abend, wo unsere Mahlzeit durch ein Glas Bier gewürzt wurde, stillschweigend auf Ida's Wohl anzustoßen und spätestens in vierzehn Tagen die Sehnsucht der Familie, uns zu sehen, durch einen Besuch zu befriedigen.

II.

Ein Sonntagsausflug während der Schulzeit hat seine besonderen Reize, und wir wären, unserer lateinischen und griechischen Sorgen ledig, sehr vergnügt in's Land hinausgewandert, auch wenn uns ein weniger herzlicher Empfang in Aussicht gestanden hätte.

Um die einförmige Chaussee zu vermeiden, schlugen wir Feldwege ein und machten in einem kleinen Dorfe, das ungefähr in der Mitte des Weges lag, Rast, um unser Frühstück zu verzehren und bei einem Glase Dünnbier Ida leben zu lassen. Bis dahin hatte sich unser Gespräch mehr um Klassenangelegenheiten gedreht; jetzt war die Müllerfamilie wieder ausschließlich der Gegenstand unserer Unterhaltung, oder richtiger gesagt, der Vorträge Borer's. Ich kam wenig zu Wort und beschränkte mich darauf, zuzuhören und mit meinem Spazierstöckchen den Disteln, die am Wege wuchsen, die Köpfe abzuschlagen oder nach einem vorüberfliegenden Schmetterlinge zu haufen.

"Ich sage Dir, Joli," sagte Borer, nachdem er die schönen neuen Gebäude ausführlich geschildert, "vierzehn Kühe stehen im Stalle, die ihresgleichen suchen zehn Meilen in der Runde, und ein Bullenkalf, wie Puff, findet man in der ganzen Provinz nicht wieder."

"Haben sie auch Kaninchen und Meerdisteln?" warf ich dazwischen, denn ich interessierte mich damals für diese Thiere mehr als für Rinder.

"Ich weiß es nicht," erwiderte Borer gleichgültig. "Es ist möglich, daß der kleine Wilhelm Kaninchen hat."

"Tauben gibt es doch gewiß," sagte ich weiter.

"Ja, und vier kapitale Pferde, die gar keine Peitsche brauchen, und eine Zuchtsau mit zehn Ferkeln. Ich sage Dir, Joli, der Onkel Müller kann sich die Hände reiben. Die ganze Umgegend läßt bei ihm mahlen."

"Gibt's nicht auch einen Mühlteich, in dem wir uns baden könnten?" fragte ich auf's Neue.

Borer sah mich mit einem unwilligen Blick an und entgegnete:

"Der Mühlteich stößt hart an den Garten, und man kann ihn vom Hause aus sehen. Wie können wir uns dort baden, Joli?"

"Sind Fische drin?" fragte ich von Neuem und dachte an die Möglichkeit eines Angelvergnügens.

"Eine Legion Karpfen," versetzte Borer, "sie gehören auch meinem Onkel. Ja man kann wohl Lust bekommen, Landwirth zu werden!"

"Vielleicht wäre das ganz gut für Dich, Borer! Das Griechische und Lateinische und besonders die Mathematik fallen Dir doch sehr schwer. Ehe Du mit dem Gymnasium fertig bist —"

Ein Seufzer Borer's schnitt meine Rede ab; nach einer Pause sagte er:

"Ja, es würde zu lange dauern für mich und auch für Ida!"

"Wie alt ist denn Ida?" fragte ich.

"Sie ist zwei Jahre und vier Monate älter als ich," entgegnete Borer und gab auch Monat und Datum genau an. Dann, als er ein gewisses Staunen in meinem Gesicht wahrnahm, setzte er hinzu: "Was thut's, wenn sie auch etwas älter ist, als ich? Ich kenne viele Ehen, die recht glücklich sind, obwohl die Frau älter ist als der Mann."

Da mir meine Erfahrung nicht ermöglichte, das Gegenheil zu erweisen, so schwieg ich still und hörte Borer's Schilderungen von der Familie und dem Besitzthum seines

Oheims an. In Folge der Umständlichkeit und Genauigkeit, mit der er verfuhr, war ich, noch ehe ich das Dorf nur von ferne erblickt hatte, so gut unterrichtet, als hätte ich schon jahrelang mit der Familie zusammengelebt.

Endlich sahen wir das Dorf vor uns und Borer zeigte mir sofort mit strahlendem Gesicht die Mühle.

"Wir müssen uns hier etwas in Ordnung bringen," sagte er und zog aus seiner Tasche einen kleinen Spiegel und einen Kamm. Nachdem er sich gekämmt und die steifen Vatermörder sammt Halstuchknoten in Ordnung gebracht hatte, putzte er mit mütterlicher Sorgfalt auch mich etwas heraus. "Nun wollen wir uns die Handschuhe anziehen!" jagte er zum Schluß.

Nachdem dies geschehen, wanderten wir der Mühle zu. Der Müller saß in Hemdsärmeln, die Mühle auf dem Kopf, am Fenster und grüßte uns schon von Weitem freundlich. Ich will hier gleich bemerken, daß er die Mühle nur beim Essen ablegte; sonst schien sie den ganzen Tag über von seinem Kopf unzertrennlich. Die Müllerin begrüßte uns auf dem Hausflur, und da sie gerade mit dem Beireiten von Klößen beschäftigt war, gab sie uns nicht die von Mehl weiße Hand, sondern hielt uns ihre Wange hin, die wir herzlich küßten. Der Müller schüttelte uns derb die Hände und führte uns in die gute Stube, die mir damals sehr prächtig schien. Wir fanden ein Frühstück angerichtet, das für unsere ganze Klasse genügend gewesen wäre, und fielen, ohne uns lange nöthigen zu lassen, tapfer darüber her. Ueberhaupt schien in der ganzen Familie der Glaube zu herrschen, daß der Aufenthalt in der Pension eine Hungertur sei; denn es wurden uns Portionen zugemutet, die alle menschliche Leistungsfähigkeit überstiegen.

Nachdem sich Borer, dessen Appetit die Liebe keinen Abbruch that, gesättigt hatte, begann er von Zeit zu Zeit nach der Thür zu schauen. Der Müller bemerkte dies und sagte mit pfiffigem Lächeln:

"Du schaust wohl nach der Ida aus? Sie ist in der Kirche, aber sie muß bald kommen!"

Borer trat mich bei diesen Worten heimlich auf den Fuß, als wollte er auf diese Weise anfragen, ob ich etwas merke.

Nach Verlauf einer Viertelstunde etwa kam Ida. Sie sah in ihrem Sonntagsstaat recht stattlich aus und konnte unzweifelhaft für hübsch gelten. Mir wenigstens gefiel sie ungemein. Sie hatte frische rothe Backen, auf denen fortwährend ein vergnügtes Lachen schwebte, muntere blaue Augen und zwinkerte mit den Augenlidern, was ich damals für eine große Rierde hielt.

Sie ließ sich von Borer küssen; mir reichte sie die Hand und sagte: "Also das ist Joli," worüber ein lautes Gelächter ausbrach, in das ich aus Verlegenheit mit einstimme. Sie schien, wie ich aus gelegentlichen Anspielungen und Redereien entnahm, von unserem Pensionsleben durch Borer genaue Kenntniß zu haben und machte in so netter Weise davon Gebrauch, daß ich Borer zuflüsterte: "Sie ist zum Anbeißen!" Er nahm dieses Lob als etwas Selbstverständliches hin.

Wie er sich damals als Liebender benahm, darüber fehlt mir das Urtheil. Soviel ich mich erinnere, starrte er Ida, wenn er sich unbemerkt glaubte, unaussprechlich an, nahm sich, wenn sie ihm etwas präsentirte, aus reinem Liebesseifer die doppelte Portion und schwamm in einem Meer von Wonne, als der Müller sagte: "Nun sorge auch dafür, Ida, daß Dein Anbeter und sein Freund etwas Ordentliches zu Mittag bekommen."

Freilich fügte er die, wenigstens für Borer verlegende Bemerkung hinzu: "denn bei diesen Musjös ist der Magen die Hauptsache!" aber Borer machte sich weiter keine Gedanken darüber; es war ja offenbar, daß man ihn nicht mit ungünstigen Augen ansah.

Für unsern Leib war, wie ich bereits bemerkte, so gut gesorgt, daß wir eigentlich aus dem Essen nicht herauskamen und selbst Borer ein ihm von Ida vorgelegtes Stück Kuchen nur mit Mühe verzehren konnte. Die Zuverlässigkeit und Aufmerksamkeit, die man uns erwies, war wohl geeignet, bei einem unreifen Jungen, wie Borer es damals war, thörichte Gedanken zu erzeugen.

Die Zeit, welche nicht durch Essen in Anspruch genommen war, wurde mit Besichtigung des Gartens, des Feldes, des stattlichen Viehs hingebacht, und Borer, der sich schon bei seinem früheren Besuch unterrichtet hatte, theilte mir den Ertrag der Aecker und den Werth des Viehs so genau mit, als ob ich die Mühle sammt Zubehör kaufen wollte und er der Agent wäre. Endlich, nachdem wir auch der Zuchtsau einen Wochenbesuch abgestattet hatten, kamen wir zu dem Viehhof, wo das schon erwähnte Bullenkalf Puff, der Stolz des Müllers, der verzogene Liebling der Müllerin, die frische Luft genoß.

Es war ein prächtiges Thier, in Anbetracht seines Alters von ungewöhnlicher Größe und Stärke, glänzend-schwarz ohne Abzeichen und von feurigem Temperamente. Puff ließ sich von der Müllerin fassen, leckte Ida's Hand und benahm sich so maniertlich, als sich ein Bullenkalf nur benehmen kann.

"Ja, die Landwirthschaft ist doch schön!" rief Borer begeistert aus, "ich hätte wohl Lust dazu!"

"Nun tritt, wenn es Dir recht ist," sagte der Müller, "so sprich' ich einmal mit Deinem Vater ein vernünftiges Wort über die ganze Sache. Das Studium ist eine lange und kostspielige Geschichte und auf den Pfarren geht's denn doch oft recht knapp her. Da sieh' Dir einmal den Inspektor unseres Barons an! Der ist nur in die Dorf-

schule gegangen und tauscht mit keinem Pfarrer in der Umgegend. Und paßt Dir einmal die dienende Stellung nicht, so hast Du ja von Hause eine Kleinigkeit zu erwarten und beirathest Dir einmal ein Mädchen, das etwas hat. Dann kannst Du Dir ein eigenes Gütlein kaufen, und bist Du auf dem Platze, so wirst Du schon vorwärts kommen."

Borer hatte bei den letzten Worten sein Gesicht nach mir hingewendet, als ob er die bekannte Frage: "Merkst Du was?" stillschweigend an mich richten wollte; da wurde er plötzlich rückwärts geschleudert und wäre sicherlich lang auf das Pflaster gestreckt worden, wenn ihn nicht Ida mit ihren Armen aufgefangen hätte.

Der Uebeltäter war Puff, der an Borer herangekommen war, erst spielend mit den kurzen Hörnern nach Borer's vorgehaltener Hand gestochen und endlich aus Verdruss mit dem Kopf zwischen den Stangen durch etwas grob seine Hüfte getroffen hatte.

"Nun seh' einer das Vieh an!" jagte der Müller trocken, hob eine Gerte vom Boden auf und strafe Puff.

"Ja, er wird jetzt manchmal grob und böse," versetzte die Müllerin, "besonders wenn ihm Jemand fremd ist. Es ist nur gut, daß er Dir nicht den Rock zerrissen hat. Hat's sehr weh gethan?"

"Nein," entgegnete Borer, der sehr bleich aussah, "ich bin nur bestig erschrocken."

"Tröste Dich," sagte Ida und lachte so freundlich und zwinkerte mit den Augen, so reizend, daß sie mehr als je zum Anbeißen war. "Tröste Dich! Puff hat Dich ja mir in die Arme geworfen!"

Sie hatte keine Ahnung, wie wahr diese scherzenden Worte einst in anderer Beziehung werden sollten.

Borer hatte sich bald von seinem Schrecken erholt und wollte, um seinen Hellemuth zu beweisen, in den Viehhof hineingehen und Puff bändigen, wurde aber von dem Müller daran gehindert.

So begnügte er sich denn mit dem schönen Gedanken, daß Ida ihn liebevoll aufgefangen habe, und schien auch gar nicht verlegt, als sie beim Abendbrot zu ihrem Vater sagte:

"Du läßt doch die Jungen in die Stadt fahren?"

Und es verdros ihn auch nicht, daß uns der Kutscher Andreas, damit das Chausseegeld gespart würde, vor dem Chausseehaus, etwa noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, absetzen mußte.

III.

Borer ging während des Sommers noch mehrmals zu seinen Verwandten; der lockenden Aufforderung, ihn zu begleiten, konnte ich leider keine Folge leisten, weil ich mir beim Turnen den Fuß verprungen hatte und jede unnöthige Anstrengung vermeiden mußte. Obwohl ich, und wie zu vermuthen auch Borer, über den Hauptanziehungspunkt in jenem Dorfe stillschwiegen, so mußte unter den übrigen Knaben doch etwas von seiner Schwärmerei für Ida ruckbar geworden sein, denn wenn er wieder einmal an einem Sonntag sich auf den Weg gemacht hatte, so hieß es: "Borer ist auf die Freite gegangen!" Ich erzählte ihm davon nichts, um ihn nicht zu ärgern. Von Vortheil für seine wissenschaftlichen Fortschritte waren übrigens diese Ausflüge nicht; aber es schien, als ob er ernster und gescheiter geworden wäre. Er rutschte nicht mehr mit uns das Treppengeländer hinab, suchte uns von dem Sturzbade, das wir der in Ohnmacht gefallenen Inhaberin der Kaserne verabreichen wollten, zurückzubalten, und betrug sich im Allgemeinen wie ein erwachsener Mensch.

Ich wurde ihm, da ich an Unfug aller Art viel Gefallen fand, dadurch einigermaßen entfremdet und hielt mich mehr zu den jüngeren Knaben, obwohl diese, seitdem Borer an unseren Streichen keinen Antheil mehr nahm, von einer aufrührerischen Stimmung gegen ihn befeelt waren.

Im November hörten seine Besuche bei dem Müller plötzlich auf; er hatte noch die Kirmes im Hause seines Oheims gefeiert und war, wie es mir vorkam, in sehr niedergedrückter Stimmung zu uns zurückgekehrt. Ich marterte mein Gehirn nicht weiter mit Vermuthungen, sondern fragte ihn einmal in einer traulichen Stunde, warum er Ida nicht mehr besuche.

"Der Weg ist jetzt zu schlecht," erwiderte er mir, "und die Tage sind zu kurz; später gehe ich vielleicht wieder hinaus."

Den wahren Grund theilte er mir erst Ostern, kurz vor seinem Abgang, mit. (Sein Vater hatte nämlich, entweder durch des Müllers Vorstellungen oder durch die Einsicht, daß Borer niemals ein Gottesgelahrter werden würde, bewogen, sich damit einverstanden erklärt, daß er Ostern das Gymnasium verließ und auf einem Gute, nicht weit von Ida's Heimat, die Landwirthschaft erlerne.)

Wir feierten seinen Abschied; er quälte sich, eine kurze Pfeife, die er sich als angehender Okenom zu kaufen für nothwendig erachtet hatte, anzuräumen, für mich hatte er einen Windbeutel und einige Mandelstörtchen besorgt.

Die wehmüthige Stimmung, in der er sich befand, er schloß ihm das Herz und er theilte mir mit, daß sich Ida an der letzten Kirmes mit einem jungen Okenomen, der zum Besuch dagewesen, verlobt habe, und daß er aus diesem Grunde nicht mehr nach der Mühle gegangen sei.

"Wer hätte Ida eine solche Falschheit zugetraut!" rief er zornig. "Nie hat sie vorher auch nur eine Andeutung fallen lassen, daß so etwas bevorstehe. Sage selbst, Joli, hast Du damals, als Du mich begleitest, nicht bemerkt,"

daß man mich mit günstigen Augen ansah? Hätte nicht jeder beschworen, daß sich zwischen mir und Ida etwas anspannt? O diese Treulosigkeit!"

Ich suchte ihn zu trösten und fragte ihn nach dem glücklicheren Rivalen. Hübsch war er natürlich nicht, liebenswürdig auch nicht, aber verständig.

"Das ist ja die Hauptsache bei den Frauen!" sagte er erbittert. "Er soll in zwei Jahren das Gut seines Vaters — es ist nur ein Bauerngut — übernehmen, und wahrscheinlich braucht er Ida's Geld, um seinen Geschwistern das Ihrige herauszuzahlen. Nun, mir ist es gleichgültig, aber Ida wird es gewiß bereuen, daß sie sich dem Ersten, Besten an den Hals geworfen hat. Doch sie ist gar nicht werth, daß man noch weiter von ihr spricht; laß uns von etwas Anderem reden!"

So redeten wir von etwas Anderem und am nächsten Tage trennten wir uns, nachdem Borer mir wegen seiner Affäre mit Ida unverbrüchliches Stillschweigen auferlegt und bald einmal zu schreiben versprochen hatte.

Er hielt auch Wort. Ich erhielt im Sommer einen Brief, in welchem er über die Treulosigkeit der Weiber im Allgemeinen, über die Falschheit einer Bewußtheit im Besondern rasonierte und mir außerdem mittheilte, daß die Heuernte miserabel ausgefallen sei und der Roggen wenig Ertrag verspreche, daß er beim Oekonomentränken zur Betrübniß aller Landpomeranzen gar nicht getanz habe, denn er hasse dieses falsche, langzöpfige Geschlecht, daß seine einzige Liebe jetzt ein Hengstfüßlein sei, Halbblut, braun mit weißen Fesseln.

Ich schrieb ihm darauf, daß der Hauswirth beim Treppenrutschen Nero abgefaßt und durchgeprügelt und irreter Wirthin wegen dieses Unfuges die Wohnung gekündigt habe, daß Bello, weil er in der Klasse mit Knall-erbsen geworfen, mit zwei Stunden Karzer bestraft worden sei und daß ich im Griechischen den dritten, im Lateinischen den fünften Platz einnahm.

Da ihm meine Nachrichten vermutlich gerade so gleichgültig waren, wie mir die seinen, so blieb unser für das Leben in Aussicht genommener Briefwechsel auf diese beiden Lebenszeichen beschränkt und wir hörten nichts mehr von einander.

IV.

Mehr als fünfzehn Jahre waren vergangen, da schlenbertete ich eines Tages — ich war damals als Assessor in der Residenz beschäftigt — durch die Fettviehausstellung, welche die Landwirthe der Provinz veranstaltet hatten.

Ich hatte in verschiedenen Hürden und Ständen Muster-exemplare von Rindern, Schafen und Schweinen, denen eine vierwöchentliche Karlsbader Kur schwerlich etwas geholfen haben würde, bewundert, als ich plötzlich vor mir einen Herrn mit einer Dame am Arm gewahrte, Beide stattliche Figuren. Ich weiß nicht, war es etwas im Gange des Herrn, das eine alte Erinnerung in mir weckte, oder waren es die steifen Vatermörder, die sich wie zwei Brettchen an die wohlgenährten Wangen anpreßten: mir fuhr plötzlich der Ausruf: „Borer!“ über die Lippen.

Wie von einer Stimme aus der Geisterwelt gemahnt, drehte sich der corpulente Herr utplötzlich um. Es war kein Zweifel: der Mann mit dem Stiernacken und dem sonnengebräunten, behäbigen Gesicht war mein alter Freund Borer, einst das würdigste Haupt der Untertertia. Und die stattliche, volle Dame an seinem Arm, mit dem vergnügten Lächeln und dem reizenden Zwinkern der Augenlider — es war keine Täuschung — war Ida, die Zielgeliebte, die Vielgeschmähte.

Sie hatte mich zuerst erkannt, und nachdem sie ihrem Mann — denn dafür mußte ich Borer halten — ziemlich laut gesagt hatte: „Es ist ja Joli,“ eilten Beide auf mich zu.

Ich umarmte Borer und umarmte auch Ida in der Kreuze des Wiedersehens. Da bei einer Fettviehausstellung sich Menschen, die einander seit Jahrzehnten todt geglaubt, wiederzufinden pflegen, so hoffe ich, daß unser Austausch von Zärtlichkeiten mitten im Menschengewühl kein nachhaltiges Aufsehen erregt haben wird.

Nun ging es an ein Fragen und Erzählen, so gut es in dem Schwarm von Menschen, der uns oft genug trennte, möglich war; aber zu einem gemüthlichen Ausplaudern, wie wir es Beide wünschten, kam es nicht. Ich nahm daher Borer's Vorschlag, uns Abends in einer Weinstube zu treffen, gern an.

„Wir müssen Dich leider jetzt verlassen, Joli,“ sagte Borer, „denn wir haben eine Einladung zum Mittagessen angenommen. Aber meine Mastochsen mußt Du vorher noch sehen.“

Er führte mich nach einem Stande, in welchem sich sechs Ochsen, die jeden Fleischer in Enthusiasmus versetzen mußten, befanden. Eine Tafel über dem Stande enthielt die Inschrift: „Krämer, königliche Domäne Tetten.“

„Du bist also Domänenpächter?“ fragte ich.

„Ja,“ entgegnete er. „Nicht wahr, lapitales Vieh? Alles Nachkommen von Puff. Besinnst Du Dich noch auf Puff?“

Ob ich mich auf Puff besann, das herrlichste Bullenkalf in der ganzen Provinz!

„Er ist erst voriges Jahr gestorben,“ fuhr Borer fort. „Er bekam das Gnadenbrod, denn er hat mir“ — (hiebei warf er einen freundlichen Blick auf seine Frau) — „zu meinem Glück verholfen. Ich erzähle Dir das heut Abend beim Wein.“

Ich begleitete das Paar bis zu einer Droschke und verabschiedete mich von Ida weniger zärtlich, als ich sie vorher begrüßt hatte, aber nicht minder herzlich.

„Da Sie hier wohnen und Tetten nur sechs Meilen von hier und nicht weit von einer Bahnstation liegt,“ sagte Ida, „so wäre es recht hübsch, wenn Sie uns einmal besuchten. Dürfen wir darauf rechnen, Herr — Herr —“

„Herr Assessor Gläser, wenn Du nicht Joli sagen willst,“ half ihr Borer ein. „Aber wenn Du kommst,“ wandte er sich an mich, „so komme gleich auf ein paar Wochen.“

„Wie wäre das möglich?“ rief ich lachend.

„Nun dann auf ein paar Tage, oder auch auf ein paar Stunden, wie es Dir paßt. Aber komme!“

Nach dieser freundlichen Einladung prüfte er die Achsen und Räder der Droschke mit misstrauischen Blicken, rasonierte über die schmalen Sitze, half seiner Frau in den Wagen und nahm an ihrer Seite Platz.

„Ach,“ sagte er stöhnend, „das ist ein wahres Vergnügen, in einer solchen Droschke zu sitzen, Joli. Vorwärts, Kutscher!“

Er stieß ihn mit dem Stock an, und fort rollte der Wagen. Noch aus großer Entfernung nickten mir Beide grüßend zu.

Am Abend trafen wir uns der Verabredung gemäß. Borer erklärte zwar gleich anfangs, daß er seiner Frau versprochen habe, nicht zu spät in's Gasthaus zurückzukehren — ein sicheres Anzeichen, daß er etwas unter dem Pantoffel stand — er blieb aber hinterher doch bis nach Mitternacht.

Denn wenn man erst in's Ausfrischen von Erinnerungen und in's Erzählen von Lebensschicksalen geräth, so entsteht leicht eine Odysee von zweimal vierundzwanzig Büchern. Der Wein, welcher die Zungen löst, that ebenfalls das Seinige, und so zeigte sich denn Freund Borer bereiteter, als ich jemals für möglich gehalten hatte. Ich erfuhr, daß er erst Inspektor gewesen sei, dann ein kleines Gut besessen, dasselbe mit Vortheil wieder verkauft und seit drei Jahren die Pachtung einer königlichen Domäne übernommen habe.

„Der Titel ‚Amtsrath‘ kann mir nicht entgehen,“ sagte er lachend, „aber was mehr werth ist, meine Verhältnisse sind gut und ich bin sehr zufrieden. Jedenfalls war' ich heute nicht so weit, wenn ich Theologie studirt hätte, und mit Ida wäre es auch nichts geworden.“

„Wie bist Du denn zu Deiner Frau gekommen? Sie war ja damals, als Du das Gymnasium verließest, mit einem Andern verlobt.“

„Durch Puff, wie ich Dir schon heut Morgen sagte,“ entgegnete Borer und freute sich über mein erstauntes Gesicht. Dann nahm er einen tüchtigen Schluck Burgunder und erzählte:

„Wie Du weißt, Joli, war mir Ida's Verlobung sehr unerwartet gekommen, aber die Sache war schon länger im Werke. Freilich scheinen die Abmachungen der Väter, wie das ja in bürgerlichen Kreisen meist der Fall ist, mehr zu dem Resultat geführt zu haben, als leidenschaftliche Zuneigung der jungen Leute.“

„Der Bräutigam war, was ich damals in meiner Wuth nicht zugeben wollte, in der That ein ganz hübscher Mann, paßte den Jahren nach zu Ida, schien sich in guter Lage zu befinden, und da Ida keinen Andern im Herzen trug, so hat sie dem Jurenden von Vater und Mutter nachgegeben und Ja gesagt. Sie hat mir das später mitgetheilt und mir auch gestanden, daß ihr meine jugendhafte Courmacherei viel Spaß gemacht und sie nicht im entferntesten daran gedacht habe, daß ihre Verlobung mir Herzeleid bereiten würde. Nun, so schlimm ist es auch nicht gewesen, wie überspannt ich mich auch damals geberdete.“

„Der Bräutigam galt, wie ich schon gesagt habe, für wohlhabend, aber die Verhältnisse waren nicht so günstig, als sie schienen. Das väterliche Bauerngut war nicht schuldenfrei; es waren mehrere jüngere Geschwister da, deren Ansprüche sichergestellt werden mußten: kurz, mein Oheim sollte außer Ida's mütterlichem Erbtheil noch ein ganz stattliches Stämmchen herausrücken. Da er nun aber, wie alle Leute seines Schlages, rechtshaberisch und zäh mit dem Gelde ist, so kam es bei den Auseinandersetzungen mit dem Bräutigam und seinem Vater bereits zu Verdrießlichkeiten, die nicht geeignet waren, das verwandtschaftliche Band fester zu knüpfen. Ja, hätte nicht der Brautstand bereits einige Jahre gebauert, so hätten vielleicht die mannigfachen Nöthgeleien wegen des Geldes den Müller zur Auflösung der Verlobung veranlaßt. Denn auf dem Lande fällt immer, auch wenn der wahre Grund bekannt wird, ein häßliches Licht auf die entlobte Braut.“

„So war man denn endlich durch Nachgeben und Nachlassen so ziemlich einig geworden, als der Vater des Bräutigams schließlich außer zwei bewilligten jungen Pferden noch Puff verlangte. Das ging dem Müller doch über den Spaß. Er sollte Puff herausgeben, den berühmten Zuchtsieger, der auf allen Tiermärkten den ersten Preis davongetragen, der die Mühle und ihren Besitzer in der ganzen Provinz und darüber hinaus bekannt gemacht hatte, Puff, über den in landwirthschaftlichen Zeitungen Aufsätze standen, von dem sogar wie von berühmten Männern Photographien verbreitet waren! Rimmermehr! Eher hätte er noch tausend Thaler mehr mitgegeben.“

„Erst sträubte er sich ruhig und entschieden, als aber der Vater des Bräutigams, der wohl auch noch diese Herderung durchzusehen hoffte, den Besitz Puff's als unum-

gängliche Bedingung hinstellte, da sprang der Müller plötzlich in rasender Wuth auf, zerriß den Bogen Papier, auf welchem die einzelnen Vertragspunkte notirt waren, in tausend Fetzen und sagte:

„Mich soll der Teufel holen, wenn ich Eurem Sobne den Bullen gebe! Aber da Ihr so dickköpfig darauf besteht, so werde ich auch mein Geld und meine Tochter behalten. Sucht Euch den Dummen anderswo, nicht hier in der Mühle!“

„Damit war denn die Verlobung gelöst.“

„Und Puff also war die eigentliche Ursache?“ sagte ich zu Borer.

„Ja, diesmal warf er mir Ida in die Arme!“ entgegnete er und lachte über seine Bemerkung.

„Gab sich denn Ida über die Auflösung der Verlobung so leicht zufrieden?“ fragte ich.

„Sie ärgerte sich mehr über das Gerede, als sie Schmerz empfand. Denn groß war ihre Neigung nie gewesen; zudem hatte sie erfahren, daß ihr Bräutigam hier und da Umschau nach einem reicheren Mädchen gehalten habe, und das hatte sie verdrossen! Ich sage Dir, Joli, Mädchen, die immer lachen, wie Ida, grämen sich um Keinen zu Tode, ja ich bin überzeugt, sie werden ganz gute Frauen und brave Mütter, aber verliebt, was man so darunter versteht, werden sie nur ausnahmsweise. Ich habe das selbst mit Ida erfahren; verliebt war sie nie in mich, wenigstens nicht halb so sehr, als ich in sie, und das ist ganz gut gewesen, besonders da sie ein paar Jahre älter ist als ich.“

Ich wollte ihm über das „Weshalb?“ und „Wieso?“ nicht weiter auf den Zahn fühlen, obwohl mir seine Theorie nicht ganz klar war, sondern ging auf den Schluß des Dramas los und fragte:

„Wie hast Du Dich wieder herangefunden, Borer? Du warst doch ein bitterer Weiberfeind und haßtest Ida insbesondere grimmig.“

„Das war Alles wie Rauch weggeblasen, als ich hörte, daß sie wieder frei sei. Ich war damals Unterinspektor auf einem Gute in der Nähe. Erst kam ich in großen Zwischen-pausen in die Mühle, dann immer öfter, zuletzt wenigstens einmal in der Woche. Dem Müller fiel mein häufiges Kommen ebensovienig auf, als früher mein Wegbleiben. Da er sich selbst ungern nach Beweggründen fragen läßt, so fragt er auch Andere nicht darnach. Ida merkte wohl bald, weshalb ich so oft kam, und wenn sie mich auch nicht mehr als Jungen behandelte, so nahm sie meine Huldigungen doch scherzhafter auf, als mir damals gefiel. Aber weil sie immer, wenn ich etwas von Liebe faselte, sagte, sie werde sich nie verheirathen, so war ich überzeugt, daß sie es doch thut, und daß kein Anderer als ich der Glückliche sein werde.“

„Eines Sonntags — es waren wohl drei Jahre seit der Auflösung der Verlobung vergangen — sagte der Oheim zu mir:

„Besser Fris, nächstens kommt das Leichvorwerk zum gerichtlichen Verkauf. Es wird billig weggeben, denn es ist sehr vernachlässigt. Aber ein tüchtiger Landwirth kann etwas aus dem Gute machen. Das wäre etwas für Dich, Fris; Du bist jung und rührig und verstehst eine Sache am richtigen Ende anzufassen. Ich will einmal mit Deinem Vater reden, und kann der Dir nicht das nöthige Geld geben, nun, so habe ich gerade einige Tausend zur Verfügung, mit denen ich Dir unter die Arme greifen kann. Du bist mir sicher und wirst Ordnung halten.“

„Acht Tage später kamen wir wieder auf das Thema zurück. Ich wußte, daß der Onkel mit meinem Vater Rücksprache genommen und dieser sich zur Zahlung einer Summe verstanden hatte; das fehlende Kaufgeld, sowie Anlagkapital hatte der Oheim zu geben versprochen. Als er mir das Alles mitgetheilt hatte, sagte ich:

„Onkel, ich kann Dein gütiges Anerbieten nur unter einer Bedingung annehmen.“

„Nun?“ fragte er in gedehntem Tone, denn das Wort Bedingung stand bei ihm in schlechtem Kredit.

„Wenn Ida meine Frau werden und Du sie mir geben willst,“ erwiderte ich herzlich.

„Ida machte bei dieser kühnen Werbung kein unwilliges Gesicht, aber das Lachen war doch von ihren Wangen gewichen, so daß ich wegen des Handstreichs bereits Angst empfand.“

„Nun, was sagst Du dazu, Ida?“ unterbrach der Oheim das Schweigen; auf ihn hatte mein plötzlicher Antrag gar keine Wirkung hervorgebracht.

„Ida gab zwar keine Antwort, aber das heitere Lachen schrie in ihr Gesicht zurück und — kurz, wir wurden am dem Tage ein glückliches Brautpaar und nicht lange darauf ein zufriedenes Ehepaar. Da ich klug genug war, keine Bedingungen zu stellen, so erwies sich mein Schwiegervater, der noch immer mit Frau und Sohn rüstig auf der Mühle wirthschaftet, freigebiger, als ich nach seiner sonstigen Zähigkeit im Geldpunkte erwartet hatte. Selbst von Puff, den er unsern Glückstifter nannte, trennte er sich, nicht weil dessen Stern im Sinken war, sondern damit ich eine edle Heerde ziehen möchte. Das Weitere kennst Du,“ schloß Borer seine Erzählung. „Puff's Nachkommen hast Du heut Morgen bewundert, die meinen — es sind freilich nur vier — kannst Du bewundern, wenn Du mich einmal besuchst. Und das versprichst Du mir!“

Ich versprach es und hielt auch Wort, und habe Alles bei meinem Freund Borer in guter Ordnung gefunden.

Aus den Ölregionen in Pennsylvanien.

II.

Wohin der Blick fällt, da sprechen aus dem Schooße der Erde Krähne und Reservoirs, selbst der dem Turf geweihte Rennplatz ist von ihnen nicht verschont geblieben. Tag und Nacht brennen Flammen, in der einfachsten Art durch in die Erde gesteckte Röhren gefacht, wie eine unserer Illustrationen dies zeigt, um das überflüssige Öl und Ölgas zu verzehren; Öl ist das einzige Feuerungsmaterial für Oefen. Bradford selbst ist eine Stadt aus Fichtenbrettern und Lehm und das gesellschaftliche Leben hat einen rauhen, unkultivierten Anstrich, aber wohin man blickt, da ist Leben, emsiges Leben.

Das Anlegen eines Ölbrunnens bietet manches Interessante,



Das Schießen in die Behälter.

wie es unsere Bilder im Einzelnen vorführen. Ueber die bisweilen 1000 Fuß tiefe Bohrung wird ein vierediger Kasten gesetzt und durch diesen von einem Wagen als Sprengpatrone ein Gefäß mit 25 bis 30 Liter Nitroglycerin (Dynamit) hinabgelassen. Durch Fallenlassen eines schweren Gewichtes wird die zum Explodieren gebracht, wodurch die Ölquelle sich öffnet und einen gewaltigen Erguß von Steinen, Wasser u. s. w. emporjchleudert, welchem dann ein ununterbrochenes Fließen des Öls folgt. Dieses Einsetzen und Entzünden der Patrone ist gefährlich, doch kommen Unfälle verhältnismäßig selten vor.

Bisweilen geräth durch Blitzschlag oder sonstige Ursache ein Reservoir in Brand. Falls nun das brennende Öl überfließt und sich weiter verbreitet, so ist natürlich große Gefahr für die benachbarten Reservoirs vorhanden. Um diese abzuwenden, werden um die brennenden Behälter Gräben gezogen und in seine untere Wandung mittels einer zu diesem Zwecke vorhandenen Kanone Löcher geschossen, wie dies auf unsern Bildern zu sehen.



Auktion von Pistolen und plattirten Waaren.

Schon im Jahre 1877 kam in Amerika das Projekt zur Ausführung, das Petroleum durch unterirdische Röhren nach den Hafenplätzen zu leiten, um dadurch den theuren Transport und die vielen Unkosten durch Umladungen u. s. w. zu vermeiden. Da das Öl als Ballast fast umsonst verschifft werden kann, so hoffte man dadurch so bedeutende Ersparnisse zu erzielen, daß der Preis dieses fast schon unentbehrlich gewordenen Materials sich über 50 Prozent niedriger stellte. Da aber die „Ölbarone“ das Heft in der Hand hatten, so wurde diese Hoffnung zu Wasser, gewinnt aber jetzt wieder neues Leben durch das Unternehmen der Stan-



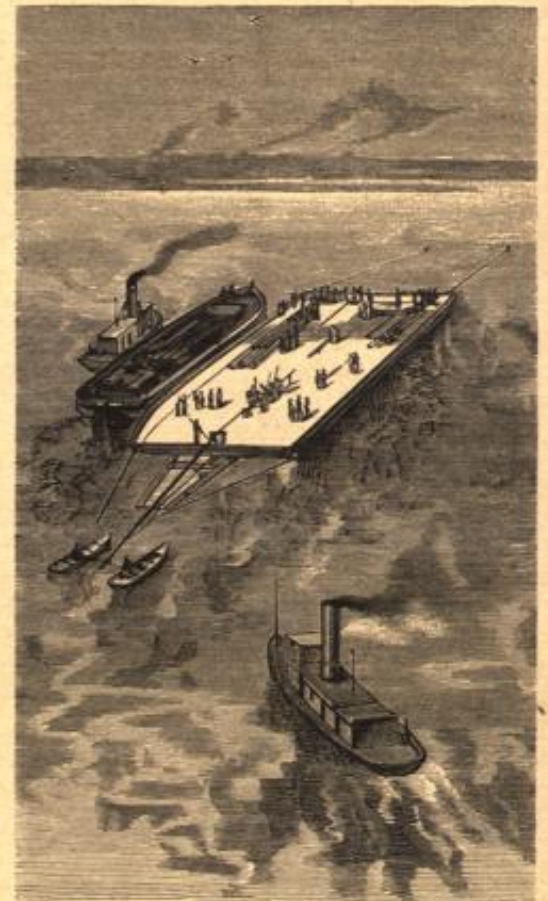
Das Legen der Ölröhren.

dard-Öl-Compagny, die Ölregion Pennsylvaniens durch eine Röhrenleitung mit dem Hafen von Jersey-City zu verbinden, wodurch der ganze Transport der Eisenbahn entzogen wird und in der Hand der Compagnie bleibt. Natürlich stemmten sich die Eisenbahngesellschaften dagegen, denn es bedeutete für sie einen beträchtlichen Verlust, aber die Ölmänner blieben Sieger. Die Leitung berührt alle Hauptorte der Petroleumproduktion, steigt über mehrere Bergeerhebungen — ihr höchster Punkt ist 2000 Fuß über dem Meerespiegel — geht durch die Newark-Bay, überspannt zweimal den Passaicfluß und nimmt ihre direkte Richtung nach New-York, Eriesee und Westerbahn. Hier gelangt

das rohe Öl in die Raffinerieen von Greenville, dicht bei Jersey-City.

Der Compagnie ist erlaubt worden, drei Fuß unter dem Erdboden sechszöllige Röhren zu legen und im Stande zu halten, ebenso an der Leitung Telegraphenstangen zu errichten und zu erhalten. Wenn diese Telegraphenleitung in der Hauptsache auch nur der Compagnie nützlich ist, so kann sie doch in Zukunft eine weitergehende Bedeutung gewinnen. Unsere Illustrationen zeigen das Röhrenlegen in den Bergen und durch die Newark-Bay.

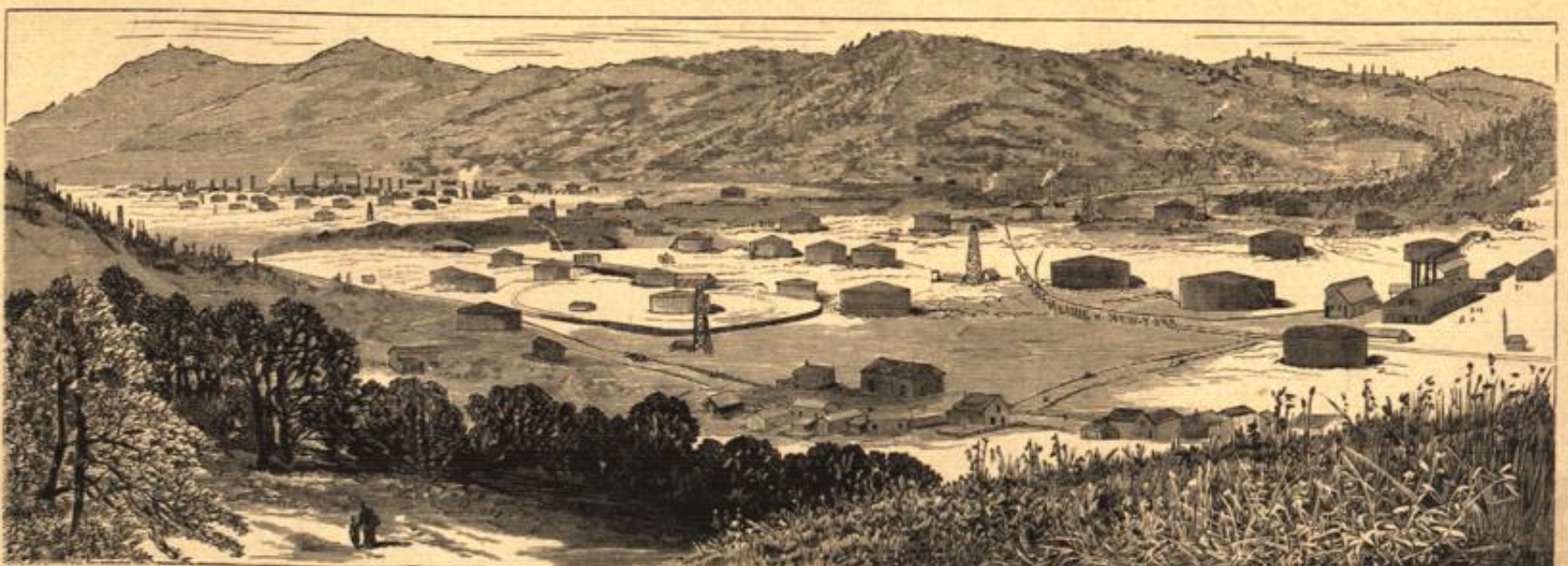
Die Röhren haben sechs Zoll innern Durchmesser und sind sehr schwer, sie wiegen pro Fuß etwa 50 Pfund. Sie sind in langen Abschnitten angefertigt und auf ihre Dauerhaftigkeit gründlich geprüft. Alle fehlerhaften Stücke werden ausgemerzt, der Rest in Längen von 6 bis 8 Fuß kommt zur Verwendung im Gewicht von 300 bis 400 Pfund. Längere Abschnitte würden zu schwer sein, um ohne große Mühe gehandhabt zu werden. Die Röhren werden wenn möglich drei Fuß unter dem Boden gelegt,



Röhrenlegung in der Newark-Bay.

dessen natürliche Oberfläche den Maßstab abgibt, so daß kein Niveliren nöthig ist und der Bodenbesitz nicht geschädigt wird. Die Leitung geht bergauf bergab, über jähe Abgründe, über weite Thäler, durch oder unter Kanälen, den Flußbetten entlang, ohne Brücken und Gerüste. In dieser Weise sind die Kosten des Legens nur gering. Man nimmt an, daß durch diese Röhren täglich 15,000 Barrels Öl, entsprechend etwa 300 Lowryladungen, geleitet werden können, so daß die Ersparnis an Fracht in kurzer Zeit die Kosten der ganzen Anlage gedeckt haben wird. Ein Verschieben der Röhren wird nicht gefürchtet, weil die zum Durchtreiben einer solchen Ölmenge nöthige Kraft dieselben offen und rein halten muß. Beim Legen der Röhren bilden 25 Mann eine Kette, sie legen täglich 200 Glieder oder von $\frac{2}{3}$ bis 1 (engl.) Meile.

Die Standard-Öl-Compagny hat zwischen Bradford und New-York 11 Pumpstationen und mehr als 400 Reservoirs, die über 11,000,000 Barrels Öl enthalten.



Die Reservoirs im Tuna-Thale.

Allerhand vom Schwein.

Nach Skizzen von Max Scholz.



Das traurige Schwein.



Das verschmitzte Schwein.



Das kräftige Schwein.



Das rücklichtvolle Schwein.



Das zornige Schwein.



Das gemütliche Schwein.



Das hässliche Schwein.



Das sentimentale Schwein.



Das verklärte Schwein.

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Zola

von Emile Zola.

Mit Autorrecht für die deutsche Sprache.

(Schluß.)

23.

Beim Anblicke dieser Frau prallte Parisel zurück. Dann wandte er sich zu Rouvenat und fragte mit erstarrter Stimme: „Wer ist denn das?“ — „Fragen Sie die Dame selber,“ entgegnete Rouvenat.

Lucile war bis in die Mitte der Stube getreten.

„Du fragst mich, wer ich bin, Joseph Parisel? So schau' mich doch an. Ich heiße Lucile Mellier!“

Die Wirkung war schrecklich. Parisel taumelte noch weiter zurück. Er wurde erdtaub, der Athem versagte ihm, er starrte das junge Weib an: „Lucile! Lucile!“ leuchtete er. Jählings aber überkam ihn eine verzweifelte Reue und er schrie: „Das ist nicht wahr! Lucile Mellier ist verschwunden, Lucile Mellier ist todt!“ — „Meinst Du?“ rief Lucile mit plötzlichem Entschluß, bebend vor Erregung. „Nun gut. Rouvenat, ich will nicht verborgen bleiben bis zur Ankunft meines Sohnes. Rufen Sie das ganze Haus zusammen, daß Alle wissen, Lucile Mellier sei wieder zurückgekehrt in das Haus ihres Vaters!“

Rouvenat eilte aus der Stube und rief über das Treppengeländer hinab: „Mathias, Simonin, Brunet, Jean, kommt herauf, die Weiber auch!“ — „Ah!“ fuhr Lucile zu Parisel fort, „Du willst mich nicht wieder erkennen? Was liegt daran? Ich habe Dir gesagt, wer ich bin, jetzt will ich Dir auch sagen, wer Du bist!“

Die Leute des Hofes waren einer nach dem andern schweigend in die Stube getreten.

„Joseph Parisel,“ fuhr Lucile mit ausgestrecktem Arme fort, „Du bist ein Elender, ein Feigling, ein Schurke!“ Anstatt sich unter diesen Namen zu beugen, erhob Parisel den Kopf noch frecher.

„Erst unlängst,“ fuhr Lucile fort, „hast Du mit Deinem sauberen Sohne den Versuch gemacht, in nächtlicher Stille Pierre Rouvenat zu ermorden.“ — „Lüge, Lüge!“ rief der Elende. — „O, ich war da, ich hab's gesehen!“ fuhr Lucile drohend fort. „Ich kam noch zu rechter Zeit, um Hilfe herbeizurufen, und ich bin's gewesen, die euch am alten Brunnen das Wort zurief, das ich heute wiederhole: Mörder! Mörder!“ — „Lüge! Lüge!“ zischte der bebende Sünder.

Lucile zuckte die Achsel.

„Joseph Parisel,“ rief sie, „Du bist auch ein Räuber! Vorgestern Nacht ist ein Mann in das Schlafzimmer Jacques Mellier's eingebrachen, um ihn zu berauben... Joseph Parisel, dieser Mann warst Du!“ — „Lüge, Lüge!“ — „Joseph Parisel, das ist noch nicht Alles: Jacques Mellier erwachte und wollte Dich ergreifen, da hast Du ihn an der Kehle gepackt und ihn zu erwürgen gesucht. Joseph Parisel, Du hast meinen Vater umgebracht!... Mörder! Mörder!“ — „Lüge, Lüge!“ brüllte er.

Die Männer wollten sich auf den Elenden stürzen. Lucile hielt sie mit einer Bewegung zurück.

„Joseph Parisel,“ rief sie klingend, „ich war nicht da bei dem mörderischen Kampfe zwischen meinem Vater und Dir; denn in demselben Augenblicke verteidigte ich Blanche, das Fräulein vom Seuilonhofe, gegen Deinen Sohn, der ebenso niederträchtig ist wie Du!... Aber ich habe Dich gesehen auf Deiner Flucht, Joseph Parisel, auf Deiner Flucht durch den Garten.“

Nichts vermochte den Sünder zu beugen. Immer frecher wurde sein Blick, seine Haltung, ein teuflisches Grinsen verzerrte sein Gesicht.

„O, ich sehe, wie die Sachen stehen. Rouvenat haßt mich und meinen Sohn. Von ihm gehen alle diese Verleumdungen aus, er will sich rächen. Aber ich leugne Alles, hört ihr? Es ist Lüge, Lüge, Lüge!“

Lucile schüttelte traurig das Haupt. „So willst Du also nicht bereuen, so willst Du Dich nicht demüthigen, Verlorener? Nun denn — trotzdem habe ich Erbarmen mit Dir und Deinem Sohne, gleichwie Rouvenat Erbarmen hat mit euch. Ihr seid meine Verwandten, und ich will keinen Streit über dem kaum geschlossenen Grabe meines armen Vaters. Zieh' von dannen, Joseph Parisel! Lucile Mellier und ihre Diener, ihre Freunde werden schweigen über Deine Verbrechen. Ich will noch mehr thun, ich will Gott bitten, daß er Dir die Reue sende und Dir vergebe!“

Und mit einer thränenschimmernden Stimme wiederholte sie: „Zieh' von dannen!“

Joseph Parisel warf einen wilden Blick um sich. Er sah nur drohende Gesichter. Er begriff, daß hier sein Spiel verloren sei, und wandte sich nach der Thüre. Aber immer noch mit frech erhobenem Haupte.

Schon war er an der Schwelle, als plötzlich ein Weib auf derselben erschien: bleich, zerraut, mit blühenden Augen, die Kleider mit Blut und Koth beschmutzt. Es war Gertrud. Sie gab ihm einen Stoß auf die Brust, daß er bis in die Mitte der Stube zurücktaumelte.

„Aha!“ schrie sie heiser, „da ist er ja! Da ist er, der

Vater meines Franz, der seinen Sohn umgebracht hat! Mörder!“

Alle waren wie versteinert.

Parisel krächzte: „Ist die Dirne närrisch?“ — „So! Du glaubst, daß ich närrisch bin?“ rief Gertrud, indem sie mit geballten Fäusten und schäumendem Munde auf ihn zusprang. „O, Du sollst sogleich sehen, ob ich närrisch bin! Ja, nicht wahr? Damit Du das Erbe des alten Mellier nicht mit ihm theilen mußt, hast Du meinen Franz umgebracht! Bestie!“

Die Augen Parisel's traten aus ihren Höhlen. „Was redest du da?“ pfiff er. „Was redest du da? Bin ich denn wahnsinnig?“ — „Da! Da!“ krächzte Gertrud wild. „Da schau' meinen Rock an, da schau' meine Hände an, da schau' meine Arme an... Siehst Du die rothen Flecke? Das ist Blut, Blut von meinem Franz, dem Du den Schädel eingeschlagen und den Du dann in den Steinbruch drüben gestürzt hast! Ich habe ihn gesehen, ich habe ihn gesehen, aber er hat nicht mehr zu mir gesprochen, denn er war todt, todt, todt! Starr wie Eis. Und der Kopf ist ihm offen und das Blut stodt um ihn... das Blut! So liegt er drunten in der Grube, die Ameisen laufen über seinen Leib... Der Vater Parisel hat meinen Franz umgebracht, er ist ein Mörder, ein Mörder, ein Mörder!“ — „Gertrud, Unglückliche!“ schrie der Elende. „Du bist närrisch, nicht wahr? Du sagst das Alles nur, um mich zu schrecken?“

Gertrud brach in ein schrilles Gelächter aus.

„Hahaha!“ rief sie. „Er hat Angst! Er hat Angst! Der Vater Parisel, der seinen Sohn erschlagen hat.“

Da überkam den Mann eine plötzliche Wuth. Er packte Gertrud an den Achseln und schüttelte sie roh und freischte: „Was willst Du denn eigentlich? Was treibst Du denn dazu, mich des Mordes anzulagen?“ — „Weil ich meinen Franz so lieb gehabt habe, weil ich sein Weib werden sollte!“ klagte die Unglückliche. „Aber wart' nur, Du sollst nichts erben, gar nichts! Eingesperrt sollst Du werden, in's Zuchthaus sollst Du kommen, angeklagt sollst Du werden und verurtheilt, und die Maschine soll Dir den Kopf abschneiden! Hahaha! Er wird den Henker sehen, den Henker wird er sehen, hahaha!“ Plötzlich versetzte ihr schneidendes Gelächter und sie zerrte ihn mit unglaublicher Gewalt an's Fenster und schrie: „Da schau' hinaus, da kommen schon die Gendarmen, sie suchen Dich, ich habe sie hergebracht, und ich habe ihnen Alles gesagt, Alles!“

Parisel warf einen Blick in den Hof und erblickte die beiden Gendarmen. Ein Ritteln überfiel ihn, er wich mit einem Schrei zurück. Die Anwesenden waren wie versteinert. Auch Jean Renaud und Blanche waren jetzt herbeigekommen.

Schwere Tritte wurden hörbar. Gertrud stürzte nach der Thüre und schrie mit wilder Freude: „Da sind die Gendarmen, da sind die Gendarmen!“

Diese zeigten sich wirklich auf der Schwelle. Gertrud zeigte ihnen Parisel mit dem Rufe: „Das ist der Mörder!“ Der Elende glockte um sich wie ein gehetztes Raubthier. Er sah sich verloren. Die falsche Anklage Gertrud's hatte ihn vernichtet. Wenn er auch da seine Unschuld beweisen konnte, so mußte er doch über das andere fürchterliche Verbrechen Rechenschaft geben. Die Verzweiflung ergriff ihn. Mit einem Satz sprang er an den Gendarmen vorüber durch die offene Thüre hinaus, die Treppe hinab. Die Gendarmen stießen einen Schrei der Ueberraschung und der Wuth aus. Im Nu stürzten sie dem Flüchtigen nach. Dieser war durch den Garten gestoben, in der Richtung gegen den Wald. Er hatte aber nur einen kleinen Vorsprung. Bald hörte er die Stimme des Wachtmeisters hinter sich, der ihm zurief, sich zu ergeben. Er verdoppelte seinen Lauf. Nicht vor ihm lag schon der Wald. Wenn er nur den erreichen konnte! Aber die Gendarmen wußten auch, daß sie ihn dann kaum mehr würden einsangen. Der Wachtmeister rief ihm daher noch einmal zu — sich zu ergeben — zu halten, sonst sende er ihm eine Kugel nach — vergeblich — Parisel rannte mit Anstrengung seiner letzten Kräfte weiter, da zielte der Wachtmeister im Laufe, drückte ab und Parisel fiel wie vom Blitz getroffen zu Boden. Die Kugel war ihm in's Genick gedrungen. Er blieb auf der Stelle todt.

24.

Vater und Sohn wurden andern Tags bei Einbruch der Nacht an der Kirchhofsmauer von Frémicourt eingescharrt. Gertrud wurde verhaftet und vier Wochen später zu zwei Jahren Kerker verurtheilt, da sie ihre Mitwisserschaft am Einbruche gestanden hatte. Sie verließ das Gefängniß nicht mehr.

Drei Tage nach dem Tode Jacques Mellier's erhielten der Knecht Jean und die vier Schütter aus Frémicourt eine Vorladung zum Gerichte in Besoul. Sie wurden von einem Huissier in das Cabinet des Generalprocurators geführt. In Gegenwart aller Beamten gaben sie ihre Aussage zu Protokoll über die letzten Geständnisse des sterbenden Jacques Mellier. Noch an demselben Abende verließ Herr Nestor Dumoulin die Stadt Besoul, um sich nach Paris zu begeben. Er trug das amtlich beglaubigte Protokoll mit sich.

Der Graf und die Gräfin von Buffières, Leon und Jérôme Gosch befanden sich auf Schloß d'Arfeuille.

Leon dachte stets und immer an Blanche, die gute Fee seines Daseins, und an ihren alten Vater. Er hätte ihr so gern geschrieben! Aber als er darüber seine gütigen Großeltern befragte, meinte der Graf: „Schreibe nicht, mein Sohn. Noch ist Freund Dumoulin nicht zurückgekehrt von seiner Mission. Ich und die Gräfin, wir wollen nichts als Dein und Deiner kleinen Freundin Glück: aber noch kann der Vicomte von Buffières die Tochter Jean Renaud's nicht zu seiner Braut machen. Geduld also!“ Die Gräfin war ganz der Ansicht ihres Gatten, und Leon ließ sich bestimmen.

Wer ganz glücklich war, das war Jérôme Gosch. Er hatte natürlich alle seine Marionetten mitgebracht, hatte mit Hilfe des Tischlers von d'Arfeuille ein kleines Theater zusammengestellt und gab allabendlich den Bewohnern des Schlosses und des Dries große Gratisvorstellungen zum Besten.

Der kleine Rigolo, der Pariser Gamin, war noch nie so rosenfarbener Laune gewesen wie jetzt. Er übersprudelte von Witz, Bosheit, Schwänken, Thorheiten. Und Alles, um seinen Freund Polichinell zu ärgern.

Eines Tages traf Leon den Alten stumm und gestikulirend in einer der schattigen Alleen des Schlossparks umherwandeln.

„Was treibst Du denn da?“ lächelte Leon.

Gosch erwiderte ernst: „Das verstehst Du nicht! Ich dichte neue Stücke!“

Leon lachte. „Aber jetzt brauchst Du doch nicht mehr zu arbeiten!“ sagte er. — „Mein Sohn, der Mensch muß stets etwas leisten. Mein Repertoire ist veraltet. Und ich brauche ein neues, brillantes!“ — „Wozu?“ — „Um in einigen Jahren die Kinder des Herrn Vicomte und der Frau Vicomtesse von Buffières lachen zu machen!“ meinte der Alte wichtig.

Jetzt hatte Leon Thränen in den Augen.

Eines Tages plauderte Leon mit der Gräfin in deren Appartement. Da trat der Graf mit einem offenen Briefe in der Hand ein. Er strahlte vor Freude. „Dumoulin hat reüssirt!“ rief er seiner Frau zu. „Dir, mein lieber, guter Leon, bringt dieser Brief eine doppelte Freudebotschaft. Er meldet zwar den Tod Jacques Mellier's, zugleich aber, daß Deine Mutter lebt, daß sie daheim ist, daß sie Dich erwartet.“

Leon stieß einen Freudenschrei aus, dann fing er zu weinen an. „Meine Mutter!“ rief er selig. „O mein Mütterchen, was mußt du gelitten haben, aber wie werde ich dich lieben!“

Im Thale der Sablen war nach den Tagen der Aufregungen und Katastrophen die Ruhe wiedergekehrt. Die Heuernte war vorüber. Freilich plauderte man am Feierabend noch täglich von den Geheimnissen des Seuilonhofes.

Lucile und Blanche warteten. Die Eine auf ihr Kind, die Andere auf ihren Geliebten. Wie ewig lange erschien ihnen die Zeit!

Rouvenat wollte seiner Herrin Rechnung legen über die baare Hinterlassenschaft von zweimalhundertachtzigtausend Franken, die man in der Kasse Jacques Mellier's gefunden hatte. Lucile sagte: „Später, später, mein lieber! So lange ich meinen Sohn nicht gesehen habe, kann ich an nichts denken, als an ihn! Und was das Geld betrifft, so geht das nur Sie an. Es ist ja die Mitgift Ihres Pächterkindes, unserer Blanche.“

Immer banger wurde das Warten. Lucile dachte: „Soll er mir wieder verloren sein? Ach, er weiß nicht, daß ein Mutterherz auf ihn wartet, würde er sonst zögern?“ — „Er ist reich geworden und vornehm!“ dachte Blanche ängstlich. „Er hat mich vielleicht vergessen!“

Eines Samstags aber traten zwei Männer in den Hof. Die Herrschaft hatte eben ihr Frühstück beendet und befand sich noch im Speisezimmer. Da rief Seraphine herein: „Herr Rouvenat, Herr Jean Renaud, Fräulein Lucile, Herr Dumoulin aus Paris ist da und wünscht Sie zu sprechen.“

Die vier Personen erhoben sich gleichzeitig vom Tische. „Bitte Sie Herrn Dumoulin, er möge eintreten,“ sagte Lucile.

Der Advokat hörte diese Worte. Er sagte zu seinem Begleiter: „Ich gehe zuerst hinein, nicht wahr?“ — „Ja, ja, ja!“

Herr Nestor Dumoulin trat in das Speisezimmer und grüßte ernst. Rouvenat bot ihm einen Stuhl.

„Danke,“ sagte er lächelnd. „Ich habe nur Herrn Jean Renaud einige Worte zu sagen.“

Dieser näherte sich dem Advokaten. Blanche schmiegte sich zitternd an die zitternde Lucile.

„Jean Renaud,“ sagte Herr Dumoulin, „ich sagte Ihnen, daß ich wiederkommen würde, und ich bin da.“ Damit zog er ein Papier aus der Tasche und reichte es dem Alten: „Jean Renaud, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt für ein Verbrechen, das er nie begangen hat, ist vor einigen Monaten begnadigt worden. Heute aber ist Jean Renaud für schuldlos erklärt und in alle seine Ehrenrechte als Bürger und Mensch wieder eingesetzt. Dieses Papier, welches ich die Ehre habe Ihnen zu überreichen, enthält die offizielle Bestätigung.“

Jean Renaud wollte sprechen, die tiefe Bewegung aber raubte ihm die Sprache. Blanche stieß einen Freudenschrei aus und schlang ihre Arme um ihn.

Herr Dumoulin wandte sich jetzt an Lucile und Rouvenat: „Frau Lucile Mellier, Herr Rouvenat,“ sagte er, „ich bin nicht allein angekommen. Wollen Sie mir erlauben, meinen Begleiter einzuführen?“ — „Gewiß, mein Herr,“ antwortete Lucile.

Der Advokat öffnete die Thüre und machte ein Zeichen. Sein Begleiter erschien.

Jean Renaud rief aus: „Mein Wohlthäter!“ und sank dem Grafen von Buffières zu Füßen und drückte seine Hand an die Lippen.

Der Graf sagte mit bebender Stimme: „Herr Jean Renaud, es ist mir mit Hilfe meines Freundes, des Herrn Nestor Dumoulin, gelungen, Sie wieder in Ihr Vaterland zu bringen. Heute möchte ich dafür etwas von Ihnen verlangen.“ — „Was, was, mein gütiger Herr?“ — „Herr Jean Renaud, ich habe die Ehre, Sie um die Hand des Fräuleins Blanche Renaud, Ihrer Tochter, zu bitten, für meinen Enkel, den Vicomte Leon von Buffières!“ Und mit einer Wendung an Lucile fügte der Graf hinzu, indem er ihr die Hand reichte: „Für Ihren Sohn, Madame.“ — „Herr Graf... Herr Graf...“ stammelte sie. Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter sprechen.

Der Graf fuhr fort: „Lucile, Ihr Sohn betet Sie an, wir Alle lieben Sie. Und Sie, Fräulein Blanche, liebt der Vicomte von Buffières aus voller Seele; gestatten Sie mir, daß ich Sie umarme?“

Eine Gruppe allerglücklichster Menschenkinder! — Während der Graf und Herr Dumoulin zu Fuße nach dem Hofe gegangen waren, hatte ihr Wagen vor dem Kirchhofe von Frémicourt gehalten.

Leon und die Gräfin waren ausgestiegen und bis an das Grab des Ermordeten gegangen. „Hier ist es,“ hatte Leon gesagt.

Die Gräfin hatte sich auf ihr Angesicht geworfen und lange, lange gebetet über der kalten Stelle, wo das Kind ihres Herzens den langen Schlaf schlief.

Wie sie das Grab verließen und dem Ausgange zuschritten, war Leon plötzlich stehen geblieben. Er drückte leise den Arm der Gräfin und deutete auf einen frischen Grabhügel, auf welchem ein schwarzes Kreuz mit der weißen Inschrift stand: „Jacques Mellier.“

Sie blieben stehen. Leon sann. Endlich sagte er leise: „Dort im Winkel ruht mein Vater, hier mein Großvater; Leon von Buffières, Jacques Mellier: das Opfer und der Mörder!“

Die Gräfin sagte sanft: „Er hat bereut! Gott verzeihe uns Allen!... Und jetzt — zu Deiner Mutter, Kind!“

Und wie sie an den Hof kamen, da stürmte schon Lucile aus dem Thore, und Mutter und Sohn lagen einander in den Armen mit einem Schrei der höchsten Freude.

Rouvenat half der Gräfin aus dem Wagen.

„Dank, mein Herr,“ sagte die Dame mit ihrem anmuthigsten Lächeln. „Herr Pierre Rouvenat, nicht wahr?“ — „Zu dienen, Frau Gräfin: Pierre Rouvenat, der alte Diener des Seuilonhofes.“

Aus den Armen seiner Mutter stürzte Leon in die Jean Renaud's. Auch Rouvenat näherte sich. „Mein junger gnädiger Herr,“ sagte er, „dem ich mein Leben verdanke, darf ich Ihre Hand küssen?“

Leon umarmte ihn und rief: „Ich gebe Ihnen die Küsse zurück, die Sie vor dreizehn Jahren im Gasthofe von Saint-Jean dem kleinen Leon gegeben haben!“

Die Gräfin sagte zu Lucile: „Sie dürfen sich von Ihrem Sohne nicht mehr trennen, das ist abgemacht. Sie bleiben bei uns auf d'Arfeuille und in Paris.“

Lucile sagte unter Thränen lächelnd: „Ich danke Ihnen herzlich, Frau Gräfin. Mir aber ziemt die Einsamkeit. Mein Sohn wird ja glücklich sein und das wird mich hier auf meinem Hofe glücklich sein lassen. Und er wird oft kommen, seine Mutter zu umarmen!“ — „Das soll nicht gelten. Wir Beide sind Mütter, die viel gelitten haben, meine liebe Lucile. Wir müssen bei einander bleiben. Und ich werde Ihnen hier Gesellschaft leisten, und Sie werden dasselbe für mich im Schlosse d'Arfeuille thun. Wie gut wir uns verstehen werden! Glauben Sie nicht?“

Währenddem war Leon in's Haus gestürzt, und dort stand Blanche erröthend, zitternd... Der Glückstern am Himmel ihres Geliebten!

25.

September ist's. Große Gesellschaft belebt das Schloß d'Arfeuille. Sogar Rouvenat hat die Verwaltung des Hofes für eine Woche dem alten Oberknecht Jean übergeben, den er schon im Voraus als seinen Nachfolger bestimmte. Er mußte ja doch der Hochzeit seines Pächters beizuwohnen?

Und nun war die schöne Blanche, das Töchterchen Jean Renaud's und der armen Geneviève, Vicomtesse von Buffières.

Unter Triumphbögen, auf einem Teppich von frischen Blumen war das junge Paar aus der Kirche nach dem Schlosse zurückgeschritten. Die wunderbare Schönheit der Braut entzückte die Menge.

Der gute Gosh führte seinen Freund Rouvenat und wollte sich gar nicht mehr von ihm trennen.

Jean Renaud, um zwanzig Jahre verjüngt, war bezaubert von Glück. Nur murmelte er manchmal unter Thränen: „Was würde Geneviève dazu sagen!“

Lucile sagte zur Gräfin: „Mir scheint, ich bin zu glücklich!“

Die alte Dame antwortete sanft: „Das Glück der Kinder ist die Belohnung unglücklicher Mütter.“

Dann gab es großen Schmaus, Völlerschüsse, ein Feuerwerk. Zuletzt Beleuchtung des Parkes und Musik und Tanz.

Inmitten dieser Freude sagte Leon zu seinem jungen Weibe, deren Lockenköpfchen an seiner Brust lehnte: „Ich denke jetzt an die Gasthofstube, in der Du mir bei unserem ersten Begegnen die Worte sagtest: „Gott wird Sie nicht verlassen!“ — „Und ich,“ flüsterte sie, „ich denke an das grüne Ufer der Sableuse, wo Du mir sagtest: „Sie sind mein Glückstern!“ Denn dort wußte ich zuerst, daß ich Dich liebe!“

An einer andern Stelle des Parkes plauderten Rouvenat und Gosh.

„Nun habe ich keine Tochter mehr,“ sagte Rouvenat. — „Und ich keinen Sohn,“ sagte Gosh.

Und die beiden Alten senkten die Köpfe und blieben stumm. Ich glaube, sie weinten Beide.

„Was weinen Sie denn?“ sagte Rouvenat. — „Und Sie?“ — „Gosh.“ — „Herr Gosh, was werden Sie denn jetzt anfangen?“ — „Aufrichtig gesagt, Herr Rouvenat, ich weiß es nicht.“ — „Wissen Sie was? Kommen Sie zu mir auf den Seuilonhof.“

Gosh dachte einen Augenblick nach. Dann schlug er ein. „Topp!“ sagte er. „Ich gehe. Aber...“ — „Aber?...“ — „Meine Marionetten müssen mit!“



Aus allen Gebieten.

Ein Volksnahrungsmittel.

Es ist ganz eigenthümlich, daß gewisse Nahrungsmittel trotz ihres hohen Werthes und ihrer Billigkeit bei uns nicht in dem Maße Eingang finden, als sie es verdienen. Man genießt noch immer in riesigen Quantitäten die unnährhaften Kartoffeln, welche durch die Masse des Stosses, der verteilt wird, durchaus kein so billiges Nahrungsmittel sind, als dies scheint. Die Italiener, bekanntlich die sparsamste Nation Europas, leben hauptsächlich von Makkaroni; allerdings unterläßt sie bei dieser Lebensweise ihr Klima, aber die Makkaroni guter Sorten enthalten 21 Prozent Eiweiß, 1 Prozent Fett, 2 Prozent Salz und 64 Prozent Kohlenhydrate (Stärke u.), also viermal so viel Nahrungsmittel als die Kartoffel. Die Makkaroni sind bekanntlich höchst wohlschmeckend, kochen schnell weich und verlangen gar keine Zubereitung, sind also ein Volksnahrungsmittel ersten Ranges. Wenn nun bisher die Makkaroni die Kartoffel bei uns nicht zurückerobert hat, so lag dies darin, daß dieses Wehlprodukt vom Ausland bezogen werden mußte und dadurch theuer kam. Es ist eigentlich wunderbar, daß die Makkaronifabrikation bei uns nicht schon sich eingebürgert hat, da das Rohprodukt, Taganrogweizen von den Küsten des schwarzen Meeres, kein italienisches Bodenerzeugniß ist, sondern uns ebenso zugänglich wie den Italienern. Wir bezahlen also durch den Bezug von italienischen Makkaroni, die wir ja im Lande machen könnten — pro Jahr führen die Italiener etwa 150,000 Centner aus, wovon auch ein sehr erheblicher Theil nach Deutschland kommt — die italienische Handarbeit. Die Franzosen haben schon lange die Makkaronifabrikation bei sich eingeführt. Ihre Makkaroni wurden jedoch nicht sehr beliebt, weil sie diese nicht wie die Italiener an der Luft, sondern zwischen starken Lagen Papier trockneten, wodurch das Innere leicht pilzig und säuerlich wurde. Die italienische Art der Makkaronifabrikation ist nur sehr unangenehm und wenig reinlich. Es ist daher als ein großer Fortschritt unserer heimischen Industrie zu bezeichnen, daß jetzt die Fabrikation dieses nahrhaften und wohlschmeckenden Volksnahrungsmittels bei uns festen Fuß zu fassen beginnt. In Köln z. B. liefert eine auch auf der Düsseldorf Ausstellung preisgekrönte Feigwarenfabrik (C. A. Guilleaume & Söhne) schon höchst bedeutende Quantitäten von Makkaroni, die, in weiten Kreisen bekannt und geschätzt, den besten italienischen ebenbürtig, an Reinheit des Geschmacks jedoch, der wohl eine Folge der sauberen Maschinenarbeit ist, die echt italienischen übertreffen. Die Neapolitaner trocknen ihre Makkaroni, über Stangen hängend, an der Luft. Die Kölner Fabrik wendet das gleiche Verfahren an und vermeidet dadurch die Uebelstände der französischen Fabriken. Sehr wesentlich spricht für die deutschen Makkaroni auch noch ihre Billigkeit.

Wir glauben deshalb unseren Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir auf die Volksnahrungsmittel, das jetzt also auch unsere heimische Industrie vortrefflich erzeugt, die Aufmerksamkeit lenken. Wir wollen hier noch die Kennzeichen vorzüglicher Makkaroni anführen. Die guten Makkaroni müssen schwer sein, einen geraden, glänzenden, hornigen Bruch, den Bogen, der für das Trocknen in der Luft auf Stangen charakteristisch ist, haben, eine helle, durchsichtige Farbe zeigen, die Röhrenform beim Kochen beibehalten und bis zum dreifachen Umfang beim Kochen aufquellen, ohne fleisterartig zu werden.

Mäuse von Scheunen und Mieten abzuhalten.

Beim Einfahren des Getraides in Mieten oder Scheunen halte ich mir trockenen, möglichst feinen weichen Sand in Bereitschaft und lasse, nachdem eine Fuhre eingefahren und fertig ge-

preht ist, eine Schwinde voll Sand, ungefähr zwei bis drei Meilen, darauf ausstreuen; diese Arbeit wiederhole ich bei jeder Fuhre, bis die Miete, resp. das Getraide in der Scheune eine Höhe von drei bis vier Fuß erreicht hat. So einfach dieses Mittel auch ist, so kann ich doch die Versicherung aussprechen, daß ich, solange ich dasselbe angewandt, beim Einfahren der Mieten nie eine Maus in denselben gefunden, noch irgendwie eine Spur dieser Thiere bemerkt habe, ebenso beim Ausdreschen der Scheunen. Wollen die Mäuse eindringen, so verursachen sie durch ihr Laufen und Kriechen eine Bewegung des feinsten umgebenden Getraides und es fällt ihnen in Folge dieser Bewegung etwas von dem trockenen Sand auf den Pelz; die können sie durchaus nicht vertragen und sie treten sofort den Rückzug an.

Lotterieziehungen im Monat Januar.

Am 2. Donautermin 100-Gulden-Lose à 5% vom Jahr 1870, 1746 Stück, höchster Preis 90,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 10. Januar 1881 (11. Ziehung). — Oesterreichische 250-Gulden-Lose à 4% vom Jahr 1854, 1900 Stück, Prämienziehung am 1. April 1881. — Oesterreichische Kredit-100-Gulden-Lose vom Jahr 1858, 1700 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 200 fl., zahlbar am 1. Juli 1881 (91. Ziehung). — Stadt Hamburg 50-Thaler-Lose à 3% vom Jahr 1866, 1500 Stück, jedes Los 60 Thaler, zahlbar am 1. März 1881 (15. Ziehung). — Meiningen 100-Thaler-Prämienpandbriefe à 4% vom Jahr 1871, 975 Stück, höchster Preis 35,000, niedrigster 100 Thaler, zahlbar am 1. Februar 1881 (10. Ziehung). — Stadt Mailand 45-Franken-Lose vom Jahr 1861, 3600 Stück, höchster Preis 70,000, niedrigster 47 fr., zahlbar am 1. Juli 1881 (72. Ziehung). — Stadt Bordeaux 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1863, 5036 Stück, jedes Los 100 Franken, zahlbar am 1. Mai 1881 (35. Ziehung). — Stadt Triest 50-Gulden-Lose à 4% vom Jahr 1860, 393 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 50 fl., zahlbar am 9. Januar 1881 (21. Ziehung). — Mailand-Como-14-Gulden-Lose vom Jahr 1847, 3600 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 14 fl., zahlbar am 1. Februar 1881 (33. Ziehung). — Raab-Gräzer-Eisenbahn-100-Thaler-Lose à 4% vom Jahr 1871, 140 Stück, Prämienziehung am 1. April 1881. — Stadt Innsbruck 20-Gulden-Lose vom Jahr 1871, 100 Stück, höchster Preis 25,000, niedrigster 30 fl., zahlbar am 3. Juli 1881 (25. Ziehung). — Madrid 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1869, höchster Preis 10,000, niedrigster 100 Franken, zahlbar am 1. Juli 1881 (24. Ziehung). — Am 10. Stadt Bari 100-Franken-Lose vom Jahr 1869, 25 Stück, jedes Los 150 fr., zahlbar am 10. Juli 1881 (47. Ziehung). — Stadt Bari 100-Franken-Lose vom Jahr 1869, 160 Stück, höchster Preis 50,000, niedrigster 50 fr., zahlbar am 10. Juli 1881 (47. Ziehung). — Am 14. Russische 100-Rubel-Lose à 5% vom Jahr 1864, 300 Stück, höchster Preis 200,000, niedrigster 500 Rubel, zahlbar am 14. April 1881 (32. Ziehung). — Russische 100-Rubel-Lose à 5% vom Jahr 1864, 3300 Stück, jedes Los 125 Rubel, zahlbar am 14. April 1881 (32. Ziehung). — Am 15. Fürst Salm-Reifferscheid 40-Gulden-Lose vom Jahr 1855, 700 Stück, höchster Preis 40,000, niedrigster 60 fl., zahlbar am 15. Juli 1881 (57. Ziehung). — Stadt Gent 100-Franken-Lose à 3% vom Jahr 1868, 339 Stück, höchster Preis 10,000, niedrigster 110 fr., zahlbar am 15. Februar 1881 (49. Ziehung). — Holländische Kommunalcredit-100-Gulden-Lose à 3% vom Jahr 1871, 231 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 100 fl., zahlbar am 15. August 1880 (36. Ziehung). — Waldstein-Wartemberg 20-Gulden-Lose vom Jahr 1847, 1200 Stück, höchster Preis 20,000, niedrigster 30 Gulden, zahlbar am 15. Juli 1881 (64. Ziehung).

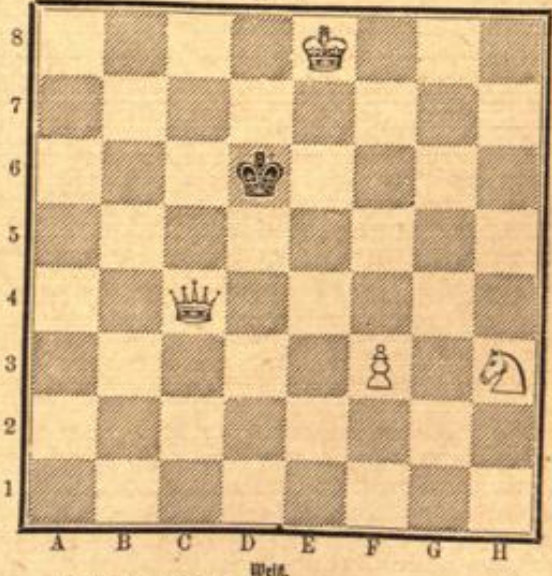
Schach.

(Redigirt von Jean Dufresne.)

Aufgabe Nr. 7.

Von Herrn P. A. P. Meyer.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und zieht mit dem zweiten Zug Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 6 in Nr. 22:

Weiß.

Schwarz.

- 1) D. H 4 — H 1 1) Beliebig.
- 2) G. legt Matt.

